

Linguistische Zugänge zur Tier/Mensch-Grenze

Damaris Nübling

1. Die linguistische Lücke in den Human-Animal-Studies

In den Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften liegen zahlreiche Untersuchungen vor, die das Verhältnis von Mensch und Tier aus verschiedenen Perspektiven untersuchen und beschreiben (vgl. Chimaira 2011; DeMello 2012; Wiedenmann 2002; Spannring et al. 2015a; Kompatscher/Spannring/Schachinger 2017). Umso überraschender ist die Tatsache, dass linguistische Forschungen zur Versprachlichung und Abgrenzung von Mensch und Tier bislang nur – und dies auch erst jüngst – in ersten Ansätzen und fast ausschließlich mit Bezug auf den Wortschatz vorliegen (Fill 2015; Trampe 2015; Heuberger 2015; Gall 2020; Ausnahmen bilden Habermann 2015, Sealey 2018 und Griebel 2017, 2019, 2020). Symptomatisch für diese linguistischen Defizite ist die Tatsache, dass gleich drei große Handbücher zu den *Human-Animal-Studies* zwar zahlreiche Nachbardisziplinen berücksichtigen, doch die Linguistik vollkommen außer Acht lassen: »Animals and Society« (DeMello 2012), »Kulturwissenschaftliches Handbuch Tiere« (Borgards 2016) sowie das »The Oxford Handbook of Animal Studies« (Kalof 2017). Umso dringlicher ist es geboten, dass sich die Linguistik zu Wort meldet und den transdisziplinären Schulterschluss zu diesen Fächern herstellt. Dabei sind sowohl die Human-Animal-Studies als auch die eher sprachkritisch orientierte Ökolinquistik an linguistischen Fragestellungen interessiert (Fill/Mühlhäusler 2001, Trampe 1990, 2015, Fill/Penz 2017). Heuberger (2015) zufolge kooperieren sie zu wenig. Mit Bezug auf die Ökolinquistik schreibt er:

Dieser relativ junge Zweig der Linguistik beschäftigt sich schon seit den späten 1980er Jahren intensiv damit, wie Menschen über Tiere sprechen – seit jeher zu meist unabhängig von den Human-Animal Studies. Es wäre wünschenswert, die Ökolinquistik mehr als bisher in die Human-Animal Studies zu integrieren bzw. diese Disziplinen stärker zu verknüpfen, um fächerübergreifend Synergieeffekte nutzen zu können.

Dieser Imperativ sollte auch die genuine Linguistik einschließen.

Die kulturwissenschaftliche Linguistik identifiziert und kritisiert den omnipräsenten Anthropozentrismus, der sich nach Heuberger in einen primären und einen utilitaristischen Anthropozentrismus gliedert. Ersterer strukturiert (quasi zwangsläufig) die gesamte Sicht auf die Welt aus der Perspektive des Menschen, ohne dabei das Nichtmenschliche abwerten zu müssen. Zweiterer ist moralisch angelegt und kritisiert, dass die Wahrnehmung der nichtmenschlichen Um- bzw. Mitwelt nur interessengeleitet erfolgt – inwiefern ist sie dem Menschen von Nutzen oder nicht? – und dabei das Nichtmenschliche abwertet (ebd., 125). Dies manifestiert sich in der Bezeichnung von Tieren nach ihrer Funktion für den Menschen (*Nutz-, Pelz-, Versuchs-, Schlachttiere, Milchkühe, Mastschweine, Legehennen, Jagd-, Blindenhunde, auch Zierfische*) bis hin zu »unnützem« *Ungeziefer, Schädlingen* und *Unkraut* auf pflanzlicher Seite. Öfter wird dabei die vielfach praktizierte lexikalische Segregation beobachtet, die Menschen *essen* und Tiere *fressen* lässt (z.B. Mütterich 2015; s. hierzu ausführlich Abs. 2.1.3). Auch verhüllende bzw. euphemistische Ausdrucksweisen sind (sprachkritische) Gegenstände dieser Disziplin, etwa dass Menschen Gebiete *bewohnen*, Tiere dort aber nur *vorkommen*, ebenso die Rede davon, dass *Tiere aussterben* statt das Faktum zu benennen, dass *Menschen Tiere ausröten* etc. (mehr in Heuberger 2015, Trampe 2015). Auch Sprichwörter, Wörterbuchdefinitionen und (meist negative) Tiermetaphern werden von kulturwissenschaftlicher Seite wahrgenommen (vgl. Kremer 2012). Insgesamt beschränkt sich ihr Blick auf die Lexik. Der große Bereich der Grammatik bleibt weitgehend unbeachtet. Dies zeigt, dass die Linguistik nicht vollumfänglich von außen »mitbedient« werden kann, dazu ist ihr Gegenstand viel zu komplex. Auch die gesamte Domäne der Sprachgeschichte, die die Entstehung, Entwicklung und zeitliche Situierung all dieser tier-/menschbezogenen Strukturen und Zäsuren in Lexik und Grammatik offenlegt, kann von den Human-Animal-Studies nicht abgedeckt werden.

Der vorliegende Beitrag bezieht sich auf das gehärtete Sprachsystem mit seinen über Jahrhunderte hinweg sedimentierten lexikalischen und grammatischen Strukturen und liefert dazu einen Forschungsbericht. Dabei werden synchron-gegenwartssprachliche durch diachrone Befunde (sofern bereits geleistet) ergänzt. Andere Felder, mit denen sich die Linguistik beschäftigt, etwa die Mensch-/Tier-Kommunikation oder die prinzipiellen Unterschiede zwischen menschlicher und tierlicher Sprache, werden ausgeklammert, ebenso diskursanalytische Zugänge (vgl. Sauerberg/Wierzbicka 2013).

Dass Sprache Wirklichkeit nicht nur abbildet, sondern auch schafft, ist seit langem fester Wissensbestand der Linguistik. Dabei handelt es sich um ein komplexes reziprokes Verhältnis, das sich durch die Zeit schraubt und in der Sprachgeschichte sichtbar wird. Diese Wechselwirkung wird oft übersehen und nach einer der beiden Seiten hin verabsolutiert: Radikale sprachkonstruktivistische Ansätze (z.B. Hornscheidt 2006) messen der Sprache enorme Handlungsmacht und jegliche Wirklichkeitskonstitution zu (so wird *Referenz* durch *Appellation* ersetzt). Dage-

gen verorten strukturalistische Ansätze Wirklichkeit jenseits von Sprache; Sprache *referiert* nur auf als gegeben betrachtete Gegenstände und Sachverhalte. Beide Positionen bekämpfen sich, statt eine sinnvolle Synthese zu bilden. Einzig vermittelnde Ansätze sind in der Lage, der Komplexität von Sprachwandel gerecht zu werden. Selbstverständlich geschehen Dinge und werden Handlungen jenseits von Sprache ausgeübt, und ebenso selbstverständlich kann man allein mit Sprache Wirklichkeit schaffen, z.B. Eheschließungen ausführen, Menschen segnen oder beleidigen, Kriege auslösen. Sprache kann auch Wirklichkeit manipulieren und verschleiern, etwa wenn man von *Beitragsanpassungen* statt *-erhöhungen* spricht oder wenn man Tiere zu Industriegütern macht, indem man von *Tierproduktionsanlagen*, *Masthühnerfabriken* oder der *Nutzungsdauer von Kühen* oder *Sauen* (Trampe 2015: 204) spricht (ausführlich dazu s. Gall 2020).

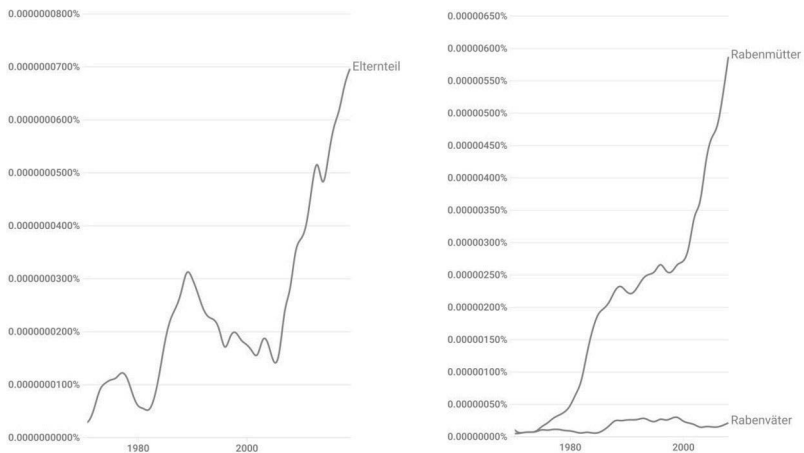
Heuberger (2015) liefert für die wirklichkeitskonstituierende Macht von Sprache das Beispiel australischer Kleinsäuger, die von Europäern als Ratten oder Mäuse (z.B. *black-footed tree rat*) bezeichnet wurden, obwohl sie mit diesen Spezies nichts zu tun haben. Dadurch wurden sie als Schädlinge betrachtet und so stark verfolgt, dass sie heute vom Aussterben bedroht sind. Tierschutzorganisationen schlagen deshalb vor, diese Tiere durch Bezeichnungen aus den indigenen Sprachen umzubenennen. Ein anderes Beispiel ging im Februar 2021 durch die Presse: Der englische Fischereiverband beschloss aus Marketinggründen, die Spinnenkrabbe zur Vermeidung negativer Assoziationen umzubenennen, nämlich von *spider crab* zu *Cornish king crab* ›Cornwall-Riesenkrabbe‹. Zuvor war in den USA und Kanada der *Patagonian toothfish* ›patagonischer Zahnfisch‹ in *Chilean Seebass* ›Chilenischer Wolfsbarsch‹ überführt worden (Spiegel-Online vom 9.2.2021 »Fische sollen appetitlichere Namen erhalten«).

Unser Wortschatz besteht aus Fertigbauteilen, die von bisherigen Diskursen und deren Kategorisierungen geprägt wurden. Einerseits sind sie Resultat häufiger Wahrnehmungsmuster, andererseits präformieren sie durch ihre Verfügbarkeit entsprechende Wahrnehmungsmuster. Damit sind Wörter nicht nur Residuen früherer Epochen, sie stehen auch bereit, um die Wirklichkeit zu perspektivieren. Verändert sich die Wirklichkeit, schwindet nicht mehr aktivierter Wortschatz (*Karriereweib* in dem Moment, wo weibliche Berufstätigkeit normal wird), oder es wird neuer geschaffen (*Latte-Macchiato-Mutter*). Meist wird dies, wie man sieht, durch Wortbildung geleistet (ein anderer Weg sind Entlehnungen aus anderen Sprachen, z.B. *Girl*). Wortbildung, zu der neben der Komposition (s.o.) auch die Derivation zählt (z.B. *tierisch* oder *tierlich*), zeugt von neueren Konzepten. Simplicia – das sind Wörter ohne interne morphologische Strukturen, wie z.B. *Kraut* – bezeichnen Basiskonzepte und signalisieren mehr Normalität, höhere Frequenzen und höheres Alter als Wortbildungen wie z.B. *Unkraut*.

Wenn in einer Gesellschaft Väter etwas so grundlegend anderes sind und tun als Mütter, wenn ihnen also nicht einmal ein *tertium comparationis* zukommt, dann

ist auch nicht zu erwarten, dass es einen singularischen Oberbegriff dazu gibt, der von Geschlecht abstrahiert (sog. Epikoinon). Als Paar existiert zwar die Kollektivbildung *Eltern*, doch beim Singular bestand bis vor kurzem sprachliche Fehlanzeige. Erst das etwas technisch wirkende Kompositum *Elternteil* leistet diese Geschlechtsabstraktion, die die Moderne erfordert. Dass es dieses Kompositum gibt und es an Frequenz gewinnt, zeigt, wie wichtig diese Geschlechtsabstraktion (und damit die Gleichstellung der Geschlechter) seit den 1980er Jahren geworden ist, s. Abb. 1. Außerdem zeigt Abb. 1 die beiden tierbasierten Komposita *Rabenmütter* vs. *Rabenväter* für Elternteile, die ihren Verpflichtungen vermeintlich nicht nachkommen. Hieraus könnte man schlussfolgern, dass (im Zuge wachsender weiblicher Berufstätigkeit) die Gesellschaft Mütter als versagendes Elternteil anklagt und Väter von solcher Verantwortung weitgehend entbindet (dies erfordert jedoch eine Kontextanalyse der entsprechenden Vorkommen).

Abbildung 1: Relative Zunahme von Elternteil bzw. Rabenmütter & Rabenväter (1970–2008) (Google Books Ngram-Viewer)



Umgekehrt werden durch sprachliche Veränderungen bzw. Sprachpolitik neue Konzepte befördert bzw. für manche überhaupt erst denkbar. Dies zeigt das Schwedische mit seinem neuen geschlechtsneutralen Pronomen *hen* »3.Ps.Sg.«, das 2015 durch die Aufnahme in *Svenska Akademiens Ordlista* (SAOL) offiziellisiert wurde. Im Deutschen ist es auf pronominaler Ebene noch unmöglich (und damit für viele undenkbar), im Singular auf eine Geschlechtsinformation zu verzichten. Das Schwedische hat dies ermöglicht, das neue Pronomen erfreut sich wachsender Beliebtheit.

Das Deutsche liefert ein Beispiel dafür, wie man sich durch das Ausscheiden eines Wortes einer Wahrnehmungskategorie entledigt, in diesem Fall des Zwangs, Frauen danach zu unterscheiden, ob sie verheiratet sind oder nicht. Bis in die 1970er Jahre zerfielen erwachsene Frauen in *Fräuleins* und *Frauen*. Erst die Abschaffung von *Fräulein* hat dieser Wahrnehmungsschablone die Grundlage entzogen. Die Beispiele zeigen, dass und wie einerseits Gesellschaft Sprache verändert (*Elternteil*, *Rabenmütter*) und andererseits Sprache Gesellschaft (schwed. *hen*, nhd. *Fräulein*).

Die folgenden Absätze stellen zusammen, was die Systemlinguistik bislang zur sprachlich geronnenen Tier/Mensch-Unterscheidung vorgebracht hat, ergänzt durch eigene Überlegungen.

2. Die lexikalische Ebene

2.1 Lexeme

Wie bereits festgestellt, sind Lexeme festgeprägte und gleichzeitig unsere Wahrnehmung präformierende Fertigbauteile, auf die, indem sie bereitliegen, häufig zugegriffen wird. Prinzipiell kann man, wenn man entsprechenden Aufwand betreibt, über alles in der Welt und alles noch nie Gesagte sprechen. Nur muss man dann zu entsprechend ausladenden Umschreibungen greifen, also sprachlichen Aufwand betreiben. Sprachen, so ein Diktum in der Linguistik, unterscheiden sich nicht darin, was sie sagen *können*, sondern was sie sagen *müssen*. Mit letzterem ist v.a. die Grammatik gemeint, die uns (im Deutschen) bei jedem Verb zwingt, über den bzw. die VerursacherInnen der Handlung Auskunft zu geben sowie über die Zeitstufe, in der die Handlung stattfindet. Doch auch bereitliegende Lexeme können zu Unterscheidungen führen, die andere Sprachen ohne solche Lexeme seltener vollziehen. Dass das Deutsche mit *Ungeziefer* und *Unkraut* Wörter für als Schädlinge begriffene Tiere und Pflanzen geprägt hat, animiert seine SprecherInnen, diese Unterscheidung immer wieder anzuwenden; sie liegt bereit und bietet sich an (zu ihrer Übertragung auf Menschen s. Mathias 2015, 2017). Andernfalls würden diese Wörter absterben, was in anderen Fällen auch geschehen ist.

2.1.1 Simplicia als Basiseinheiten

Gerade Simplicia als Basisbausteine verraten viel über die Unterscheidungen und Grenzziehungen, die einer Gesellschaft so wichtig sind, dass sie dafür kollektiv spezielle Wörter geprägt hat, die jahrhundertelangen Diskursen entstammen. So zeigt das Deutsche, indem es nur zwischen (adulten) *Frauen* und *Männern* und zwischen

(juvenilen) *Mädchen*¹ und *Jungen* unterscheidet, dass die Klassifizierung nach Alter der nach Geschlecht übergeordnet ist: Man kann nicht über Geschlecht sprechen und dabei über Alter schweigen (es fehlen Lexeme für männliche bzw. weibliche Menschen per se). Das ist bzw. war bei Nutztieren ähnlich, wobei hier die anthropozentrisch-utilitaristische Perspektive durchschlägt. Am Beispiel des Rinds: Das junge *Kalb* ist sprachlich ohne Geschlecht. Ab ca. einem Jahr bis zur Geschlechtsreife nennt man das weibliche Tier *Jungrind*, bis zum ersten Kalben *Färse* und erst danach *Kuh* (als Kriterium erweist sich die Milchhausbeute). Das männliche Tier heißt bis zu Geschlechtsreife *Jungbulle*, danach *Bulle* oder *Stier*, und wird es kastriert, *Ochse* (Kriterien: Fleischausbeute sowie Nutzbarkeit als Arbeitstier). Das folgende Zitat macht deutlich, wie wichtig dabei der lautliche Abstand solcher Lexeme zueinander ist:

Nutztiere werden demnach primär nach den Kriterien Alter, Geschlecht und Zeugungsfähigkeit unterschieden. Bei den wichtigsten Nutztieren sind die Wörter, die zu einem Wortfeld gehören, etymologisch nicht miteinander verwandt, sondern lassen bereits auf lautlicher Ebene größtmögliche Unterschiede erkennen. Der nicht vorhandene lautliche Zusammenhang zwischen Wörtern wie *Stute* oder *Hengst* kann als Indiz für die zentrale Bedeutung des Pferds für den Menschen gewertet werden. (Habermann 2015: 76)

In der Linguistik ist es von großer Bedeutung, ob eine Unterscheidung, z.B. die nach Geschlecht, lexikalisch (*Stute*), morphologisch-derivationell (*Hündin*), morphologisch-kompositionell (*Spinnenweibchen*) oder syntagmatisch (*weibliche Qualle*) realisiert wird. Aus diesen Strukturen ist zu erschließen, dass das menschliche Interesse an dieser Information nach hinten hin, also zu den morphologischen und mehr noch den syntagmatischen Verfahren hin abebbt (s. Abb. 3 in Abs. 3.2).

Den drei Basiskriterien Alter, Geschlecht und Zeugungsfähigkeit bei Habermann ist noch die Unterscheidung nach Rasse hinzuzufügen (beim Rind z.B. *Galloway*, *Aubrac*, *Uckermärker*); auch diese wird meist lexikalisch gefasst² und ist für den Menschen von enormem kommerziellem Interesse, kontrolliert er doch die Züchtung neuer Rassen schon seit Jahrtausenden. Diese vier Unterscheidungen wendet der Mensch auch auf sich selbst an, wobei Zeugungsfähigkeit an Relevanz abgenommen hat (und die entsprechenden Lexeme *Eunuch* und *Kastrat* an Frequenz) und die Unterscheidung nach ›race‹ (meist Hautfarbe) heute als animalisierende Kategorie geächtet wird. Ähnliches durchläuft gegenwärtig die Kategorie

1 Inwiefern *Mädchen* Simplex oder Derivat ist, ist in der Linguistik umstritten (da es keine freies Korrelat mehr zu *Mäd-* gibt).

2 Zu differenzieren ist, dass es oft zu Entlehnungen kommt, die ad hoc ein neues Lexem verfügbar machen, sowie Wortbildung betrieben wird, hier Derivation mit *-er* zur Bezeichnung der Herkunft.

›Geschlecht‹ (ebenfalls da sie primär zur Diskriminierung genutzt wird), während Alter noch weitgehend unhinterfragt ist und das wohl am reichsten besetzte Wortfeld darstellt. Darüber hinaus hat der Mensch sich ein buntes Spektrum spezifisch humaner Unterscheidungen beschert, das er dem Tier verweigert und wodurch er sich von diesem abgrenzt.

2.1.2 Die Basisunterscheidung Mensch versus Tier

Die sprachgeschichtlich greifbare Dichotomisierung von *Mensch* und *Tier* ist relativ jung (s. den Beitrag von Lena Späth in diesem Band). Die biblische Genesis unterscheidet noch zwischen Vieh, Kriechtieren und Tieren des Feldes (Habermann 2015: 72), andere ältere Texte heben die Fische und die Vögel ab. Aus sprachhistorischer Perspektive ist die heutige Mensch-Tier-Binarität jung, die sprachliche Tier-Mensch-Grenze war früher fluide, unscharf und weich. Das *boundary making* ist linguistisch gut beobachtbar. Das Konzept ›Tier‹ leistet eine fundamentale Abgrenzung des Menschen zu seinen Mitlebewesen und vollzieht auf der ›anderen‹ Seite eine gewaltige Abstraktion vom Affen über den Leguan bis hin zur Kellerassel. Dass eine solche Versämtlichung der anderen Seite eine enorme Klassifikations- und Homogenisierungsanstrengung erfordert, die ihre Zeit benötigt, versteht sich von selbst. Die lexikalische Tier/Mensch-Grenze wurde über Jahrhunderte hinweg bearbeitet und befestigt, indem in das neue Konzept ›Tier‹ nach und nach weitere Tierarten eingemeindet wurden. Das Lexem *Tier* bezeichnete ursprünglich ›jagdbares Wildtier, Rotwild‹ (vgl. engl. *deer*), evtl. einfach ›Vierbeiner‹, und hat damit eine semantische Ausdehnung erfahren (das Englische hat mit *animal* ein Fremdwort entlehnt).

Doch auch das Wort *Mensch* ist, wenngleich älter, noch in seiner Entstehung im Althochdeutschen beobachtbar. Es leitet sich aus dem ahd. Adjektiv *mennisco* zu ahd. *man* ›Mann, Mensch‹ ab und leistet eine Geschlechtsabstraktion, vergemeinschaftet also Mann und Frau zur gleichen Spezies. Dass diese geschlechtsneutralisierende Neubildung überhaupt notwendig wurde (man vermutet, durch Kontakt mit dem Christentum), belegt, dass ahd. *man* überwiegend geschlechtsspezifisch-männlich verwendet und verstanden wurde – ähnlich wie engl. *man* (und span. *hombre*, frz. *homme* etc.). Die Gleichsetzung von Mann und Mensch ist bereits im Indogermanischen angelegt (vgl. Kochskämper 1999). Wenn Männer und Frauen in unterschiedlichen Welten leben und sich in allem, was sie tun und lassen, so fundamental unterscheiden, dass kaum ein gemeinsames Merkmal erkennbar wird, bedarf es auch keines gemeinsamen Oberbegriffs. Man erkennt, dass ursprünglich der Mann an der gesellschaftlichen Spitze stand und durch eine große Abstraktionsleistung die Frau als seinesgleichen anerkannte.

Die menschliche Abgrenzung vom Tier dürfte hauptsächlich der Rechtfertigung dienen, dieses auszubeuten (vgl. Buschka/Rouamba 2013). Die Grenze ver-

läuft nicht nur horizontal, sondern in aller Regel auch vertikal-hierarchisch, indem sich die abgrenzende Gruppe über die andere erhebt. Unterscheidungen haben asymmetrisierende und valorisierende Effekte. Die Dichotomisierung vormals multipler Unterscheidungen (Mensch, Säugetiere, Vögel, Fische, Kriechtiere ...) exponiert umso stärker die trennende Grenze. Binäre Unterscheidungen scheinen dabei eher hierarchisierende Abgrenzungen zu generieren als wenn mehrere Kategorien zur Abgrenzung zur Verfügung stehen: »Symbolic boundaries may be more likely to generate social boundaries when they are drawn in opposition to one group as opposed to multiple, often competing out-groups« (Lamont/Molnár 2002: 174).³ Bei dieser Ordnungsleistung, deren Akteur allein der Mensch ist, wird die humane Außengrenze abgedichtet und verriegelt. Fischer (2015) spricht von einer sozialen Mauer, die der exkludierten Seite jegliche Empathie versagt:

Nicht jede soziale Grenze ist [...] eine soziale Mauer. Die Mensch-Tier-Grenze aber markiert gemeinhin das Ende des Sozialen; sie legitimiert moralische Differenzierungen, die heute unter Menschen gänzlich tabuisiert sind, und begründet ein sozial weitgehend gebilligtes System millionenfacher Einsperrung, Verletzung und Tötung. Die prototypische Indifferenz, mit der die Opfer wahrgenommen werden, ist sprichwörtlich (»wie ein Tier behandelt werden«) und [...] rechtlich untermauert. (190)

Die *Mensch-Tier*-Dichotomisierung rückt Menschen und Affen auseinander, obwohl sie sich in jeder Hinsicht näher stehen als es Affen und Asseln tun. Es findet somit eine Homogenisierung der Elemente der anderen Seite statt: Die Tiere werden einander »gleicher« und dem Menschen ungleicher (zur Homogenisierung von Outgroups s. Messick/Mackie 1989). Die eigene Seite wird aufgewertet und spezifischen Humandifferenzierungen unterworfen, die der ordnende Mensch den Tieren versagt. Was Hirschauer zur humanen Binnenunterscheidung in »Menschensorten« (Hirschauer 2014: 174) schreibt, gilt noch mehr für die spezieisistische Außenabgrenzung zu den nicht-humanen Artgenossen:

Ihre beiden Seiten [der *wir/die*-Unterscheidung] liegen nicht wie links/rechts vor den Augen eines neutralen theoretisierenden Betrachters, ihr Vollzug platziert den Unterscheidenden vielmehr selbst wie bei »hier/dort« auf eine Seite [...]. Damit sind Valenzen verbunden, die von leichten Präferenzen für die »ingroup« bis hin zu ausgeprägten Auf- und Abwertungen reichen. Solche Unterscheidungen [...] eröffnen Gräben zwischen der Selbst- und Fremdkategorisierung [...] und trennen Normalität und Devianz. (Hirschauer 2014: 174)

Die sprachliche Distanzierung von *wir/die* bzw. *Mensch/Tier* manifestiert sich erst seit wenigen Jahrhunderten in klar geschiedenen Oberbegriffen. Heutige Wörter-

3 Für diese und weitere Ergänzungen danke ich sehr der Herausgeberin Miriam Lind.

buchdefinitionen von ›Mensch‹ meiden tunlichst die Verwandtschaft zum Tier, die Grenze ist unüberwindbar. Während Adelung (1793-1801) noch den Menschen als »ein mit einer vernünftigen Seele begabtes Thier« definiert, attestiert ihm das Online-Dudenwörterbuch den folgenden Superlativ: »mit der Fähigkeit zu logischem Denken und zur Sprache, zur sittlichen Entscheidung und Erkenntnis von Gut und Böse ausgestattetes höchstentwickeltes Lebewesen«. ⁴ Eine systematische diachrone Analyse von Wörterbüchern und Enzyklopädien steht noch aus (vgl. aber den Beitrag von Lena Späth in diesem Band). Vernunft, Geist, logisches Denken, Sprache, Sittlichkeit, Werkzeuggebrauch und ähnlich beliebige (sowie regelmäßig widerlegte) Kriterien werden zur Grenzbefestigung aufgeboten, um die Differenz zum Tier zu naturalisieren und den Konstruktionscharakter zu cachieren (vgl. Buschka/Roumba 2013). Tierethische Bestrebungen arbeiten dem entgegen, indem sie Menschen durch die Unterscheidung von *human* vs. *non-human animals* bzw. *menschliche* vs. *nicht-menschliche Tiere* wieder ins Tierreich rückführen.

Die sprachliche Mensch/Tier-Dichotomie erschöpft sich jedoch nicht in der Benennung der beiden Seiten, sondern zieht sich wie ein Wurzelwerk durch die gesamte Sprache. Der folgende Abschnitt befasst sich mit der differentiellen Versprachlichung genau solcher Lebensvollzüge, die sich Tier und Mensch teilen und das Tier damit auf Abstand halten sollen.

2.1.3 Essen vs. fressen: Die lexikalische Untermauerung der Tier/Mensch-Grenze in der deutschen Sprachgeschichte

Mit der diachronen Untersuchung von Griebel 2020 (auch Griebel 2017, 2019) wurde eine große Forschungslücke geschlossen. Griebel geht der Entstehung bzw. Herstellung der lexikalischen Tier/Mensch-Grenze nach, genauer den trennenden Bezeichnungen gleicher elementarer Lebensvollzüge von Mensch und Tier, z.B. geboren zu werden, Nahrung zu sich zu nehmen, sich fortzupflanzen und zu sterben. Heute unterscheidet das Deutsche humanimalische Lexempaare wie *essen/fressen*, *trinken/saufen*, *schwanger/trächtig*, *erwachsen/ausgewachsen*, *stillen/säugen*, *gebären/werfen*, *sterben/verenden*, *Leiche/Kadaver* – zwar mit unterschiedlicher Rigidität, doch deutlich ausgeprägten Präferenzen. Hinzu kommen weitere Lexempaare wie *Säugling* oder *Baby* vs. *Junges*, *Frau* und *Mann* vs. *Weibchen* und *Männchen*, des weiteren (oft nicht ganz vergleichbare) Körperteilbezeichnungen wie *Mund/Maul*, *Lippe/Lefze*, *Hand/Pfote*, *Brust/Zitze*. Griebel nutzt für ihre Untersuchung historische Textkorpora, aus denen sie die fraglichen Lexeme nebst ihrem Subjekt (und Kontext) extrahiert, außerdem historische Wörterbücher, die den Gebrauch dieser Lexeme zu einer bestimmten Zeit dokumentieren.

Mit der Spaltung von *essen/fressen* soll exemplarisch ein Weg zur lexikalischen Trennung nachgezeichnet werden: Das Verb *fressen* geht auf die einstige Wortbil-

4 S. www.duden.de/rechtschreibung/Mensch_Lebewesen_Individuum.

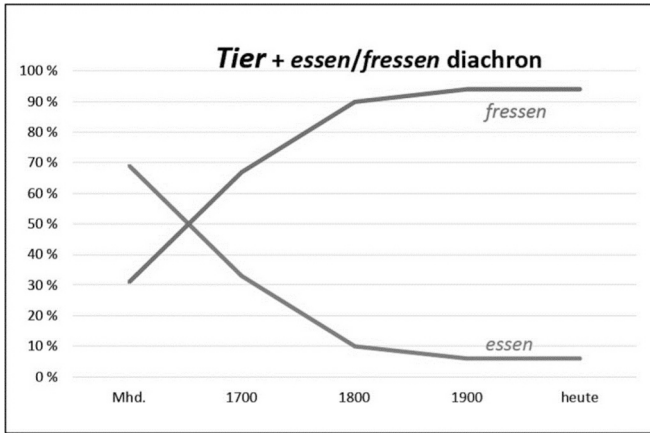
dung *ver-essen* im Sinne von perfektivem ›aufessen, zu Ende essen, verschlingen‹ zurück und konnte mit dieser Bedeutung anfänglich für Mensch wie Tier verwendet werden. Erst später wurde es zum Simplex kontrahiert. Dabei ist es die perfektive Semantik des (schnellen) Aufessens, die dieses Verb für die tierliche Nahrungsaufnahme prädestiniert. Griebel (2020) zeigt, dass die sukzessive Spaltung im Mittelhochdeutschen (um 1200) zunächst (essende) Menschen, Vögel und Nutztiere von (fressenden) Wildtieren abgrenzt und sich erst später zu einer Mensch/Tier-Grenze entwickelt: Man kann der Homogenisierung der anderen Seite, der Outgroup, sozusagen zusehen, und damit der sukzessiven Grenzziehung (*boundary making*). Dass Vögel im Mittelalter noch nicht mit den Tieren (die damals Vierbeiner bezeichneten) versämtlicht wurden, belegt folgendes Zitat von 1300: »Ein vogel den andern izzet/Ein tier das ander frizzet« (Hugo von Trimberg: Der Renner; nach Griebel 2020: 102).

Die Bindung zwischen *essen*&*Mensch* als Subjekt erweist sich schon früh als rigider, während die *fressen*&*Tier*-Bindung zunächst lockerer ist und sich erst später verdichtet – das heißt: Tiere *essen* noch lange, Menschen *fressen* dagegen zwar auch (meist im Sinne von ›aufessen‹), aber nicht so oft und zunehmend seltener. Deutlicher tritt diese Mensch/Tier-Grenze dann im Frühneuhochdeutschen (16./17. Jh.) zutage, die *Tier*&*fressen*-Bindung verfestigt sich, s. Abb. 2. Heute ist die lexikalische Trennung vollzogen, die Grenze errichtet. Diese ermöglicht es erst, animalisierend-abwertend von *fressenden Menschen* zu sprechen und humanisierend-aufwertend von *essenden Tieren* (v.a. bei Haus- und Zoo- sowie fiktiven Tieren).⁵ Griebel stößt bei ihrer Korpusrecherche auf zahlreiche Texte der Kolonialzeit, wo weiße EuropäerInnen andere Ethnien durch animalisierende Lexik (*fressen, säugen*) über die Tier/Mensch-Grenze abschieben. So steht in einem Text von 1726 über Opferbräuche bei den sibirischen Ostjaken: »Sie bringen entweder lebendige Fische vor den Abgott/legen sie eine Zeitlang vor ihm nieder, kochen sie nachgehends ab/und fressen sie selbst auf [...]« (Griebel 2020: 115). Während Europäerinnen (zumindest standeshohe) *stillen, säugen* ›die anderen‹: »Mehrere der angeführten wilden Völker säugen ihre Kinder ziemlich lange« (Löhr 1803: 64). Auch standesniedrige Europäerinnen werden in Richtung Tiere platziert, wenn Ammen *säugen* und *Tier* bis ins 18. Jh. ein Synonym für die *Magd* ist (vgl. Griebel 2020: 75). Dass die Nähe zu Tieren auch räumlich angeordnet war (Mägdle und Knechte mussten bei den Tieren schlafen), stützt die Klassifikation von mehreren Seiten.⁶

5 Auch unbelebte Objekte können *fressen* (nie *essen*), und zwar meist unverdauliche Dinge wie Kilometer, Benzin und Müll.

6 Grundsätzlich lassen sich auch innerhalb der Humandifferenzierung rassifizierende und damit degradierende Lexemspaltungen für vergleichbare Konzepte beobachten, mit denen westliche Gesellschaften ›die anderen‹ möglichst weit von sich abrücken, vgl. *Bürgermeister* vs. *Hauptling*, *Einheimische* vs. *Eingeborene*, *Großfamilie* vs. *Sippe* (s. Arndt/Hornscheidt 2004).

Abbildung 2: Die Spezialisierung von fressen auf Tiere von 1700 bis heute (nach Griebel 2020)



Im Gegensatz zu *essen/fressen* hat sich bei *trinken/saufen* nicht diese trennscharfe Dissoziation ergeben, wenngleich sich durchaus eine Mensch/Tier-Präferenz eingestellt hat. Bis heute *trinken* Tiere durchaus – und *saufen* umgekehrt Menschen, und zwar meist Alkohol. Anfangs ist die Art der Flüssigkeitsaufnahme entscheidend (vgl. ahd. *sūfan* ›schlürfen‹), erst sehr viel später selektieren diese Verben vorsichtig einen präferenten Subjekttyp, indem *Tiere* eher *saufen*, doch weiterhin *Mensch* wie *Tier* *trinken*. *Saufen* pejorisiert, was an zunehmend ekelbesetzten Objekten wie Blut und Urin erkennbar wird und beim Menschen schließlich die Unmäßighkeits- und Alkoholkomponente annimmt. Heute *saufen* Tiere (mehrheitlich größere) zu 40 % und *trinken* zu 60 %. Dagegen *trinkt* der Mensch zu 96 %, während *saufen* an Frequenz verliert.⁷

Die sukzessive menschliche Distanzierung vom Tier fällt in die Frühe Neuzeit, wahrscheinlich, so Griebel, befördert durch das Christentum⁸, später verstärkt

7 Fill (2015) und Trampe (2015) stellen der anthropozentrischen die physio- oder biozentrische Perspektive gegenüber, die die Parteilichkeit zugunsten des Menschen überwindet. Dabei schlägt Fill für die Benennungen von Gemeinsamkeiten Anthropomorphismen vor, indem Tiere die Bezeichnungen ihrer Körperteile und Aktivitäten mit dem Menschen teilen (*Lippen* statt *Lefzen*, *essen* statt *fressen*).

8 Berühmt ist in diesem Zusammenhang die Empörung von Arthur Schopenhauer: »Jenen Grundfehler [des Christentums, das Tier zu verachten] zu beschönigen, wirklich aber ihn vergrößern, finden wir den so erbärmlichen, wie unverschämten [...] Kunstgriff, alle die natürlichen Verrichtungen, welche die Thiere mit uns gemein haben und welche die Identität unserer Natur mit der ihrigen zunächst bezeugen, wie Essen, Trinken, Schwangerschaft, Geburt,

durch Descartes, der die Vernunft als Hauptdifferenz ins Zentrum rückt und das Tier zur Sache bzw. Maschine erklärt. Im 19. Jh. kommt die Darwin'sche Kränkung des Menschen hinzu mit der damals bedrohlichen Erkenntnis, dass auch der Mensch »nur« ein Tier sei. Dies beförderte weiteres Abrücken und Abwerten. Wichtige historische Etappen sind die sukzessive Trennung von im Mittelalter noch unter demselben Dach lebendem Mensch und Tier. Das Vieh fungierte damals primär als Arbeits- und nicht als Schlachttier, was bedeutet, dass man mit ihm arbeitete und kommunizierte, ihm einen Namen gab (s.u.), es gut pflegte und alles tat, um seine Arbeitskraft zu erhalten (vgl. Wiedenmann 2011). Medizinische Traktate aus dem Mittelalter zeugen von der Wertschätzung gesunder Arbeitstiere. Dies schloss auch (Jagd-)Vögel und Hunde ein. Durch die Städtebildungen in der Frühen Neuzeit verringerte sich der alltägliche Kontakt zum Tier, seine Haltung – zumindest die der Nutztiere – wurde zunehmend ausgelagert, bis im 19. Jh. die Schlachthäuser aufkamen, die das Töten der Sichtbarkeit entzogen. Durch die Technisierung von Transport und Landwirtschaft wird das Nutztier immer mehr zum Milch- und Fleischlieferanten degradiert. Dies mündet schließlich in die heutige Massentierhaltung mit der kompletten Objektifizierung des Tieres. Diese äußere Entwicklung, so Griebel, lässt sich linguistisch am semantischen Wandel zahlreicher Lexeme ablesen und hat sich langfristig in den dissoziierten Benennungen gleicher Lebensvollzüge niedergeschlagen. Warum gerade das Deutsche diesen Sonderweg einschlägt und sich sprachlich so dezidiert vom Tier distanziert (andere Sprachen gehen nicht so weit), ist ungeklärt (das Tier/Mensch-Verhältnis war und ist in Europa zu ähnlich, als dass sich einfache Begründungen ergäben).⁹ Um diese Wech-

Tod, Leichnam u.a.m., an ihnen durch ganz andere Worte zu bezeichnen, als beim Menschen. Das ist wirklich ein niederträchtiger Kniff.« (Schopenhauer 1851/1974: 437).

- 9 Noch gänzlich unbeantwortet ist die Frage, wie sich hierzu die deutschen Dialekte verhalten. Auskünfte zum Walserdeutschen in Gressoney und Issime weisen darauf hin, dass nicht einmal die *essen/fressen*-Unterscheidung praktiziert wird: »Essen gilt für Menschen und Tiere, fressen ist nur in Gressoney gebräuchlich, und zwar ausschliesslich für gieriges, unmässiges Essen für Menschen« (pers. Information von Peter Zürrer; 16.12.2018). Hier manifestiert sich ungefähr der mittelhochdeutsche Stand. Das Schweizerische Idiotikon liefert beim Lemma *frässe*ⁿ aufschlussreiche Informationen: »von Tieren und unmässigen Menschen oder sonst in wegwerfendem S. [Sinn], z.B. in Bez. auf Ungekochtes; doch in Gebirgs-MAA [Mundarten] auch z.B. *deⁿ Chindruⁿ z' fr. gēⁿ* [den Kindern zu fressen geben – DN]. [...] Von den Tieren sind die Bienen ausgenommen, von denen man »essen« sagen muss, wenn man mit ihrer Zucht Glück haben will [...]. Nach Osenbr[ügg] soll in B[ern] auch von Pferden und noch andern Tieren »essen« gesagt werden« (Schweizerisches Idiotikon, 1321). Hier wird deutlich, dass man bei Nutztieren eine gewisse Scheu hat, sie durch *fressen* zu beleidigen (auch P. Zürrer betont das enge, von Wertschätzung ggü. dem Tier geprägte Zusammenleben von Mensch und Vieh). Interessant wäre zu wissen, ob auch Wildtiere wie Wölfe oder Löwen *essen*. Dagegen scheinen (*fressende*) Kinder noch nicht dem Humanbereich zugeordnet zu werden (zu weiteren solchen Indizien in der Genusgrammatik s. Abs. 3.3.2).

selwirkungen zwischen Sprache und Gesellschaft im Detail zu verstehen, bedarf es interdisziplinärer Kooperation.

Der jahrhundertelange Prozess lexikalischer Dissoziation ist im 18. Jh. mehrheitlich vollzogen: »Das 18. Jh. ist demnach als der Wendepunkt auszumachen, ab dem Mensch und Tier lexikalisch endgültig getrennte Wege gehen« (Griebel 2020: 256). Im 20. Jh. folgt dem nur noch die Trennung von *Leiche/Kadaver* und *sterben/verenden*.¹⁰ Auch *Säugling* spezialisiert sich erst im 20. Jh. auf den Menschen, während ihm affektiveres, dem Englischen entlehntes *Baby* zunehmend das Wasser abgräbt, das aber auch für Tierjungen, die dem Menschen ähnlich sind (z.B. Affen), verliehen wird.

Interessant ist der Fall von *Junge* als phonologisch (zu) ähnlichem Lexem sowohl für männliche Kinder als auch für Jungtiere: Hier wird schließlich über Grammatik, d.h. über maskuline vs. neutrale Genuszuweisung, differenziert (*der Junge* vs. *das Junge*). Dass diese Genusverteilung kein Zufall ist, indem Neutralisierung animalisiert, ist Gegenstand von Abs. 3.3.2. Ins Neutrum verschoben werden auch die allgemeinen Bezeichnungen der Tiergeschlechter als *Weibchen* und *Männchen*, die mit verniedlichenden Diminutiven gebannt werden, auch wenn damit Elefanten, Löwen oder Warane gemeint sein können (dies gilt nicht für Tiere mit lexikalischen Sexusbezeichnungen wie *Stute/Hengst, Kuh/Bulle*); dies zeigt, dass objektive Kleinheit nicht das Kriterium sein kann. Das durch die Diminution miterzeugte, wenn nicht sogar bezweckte Neutrum exkludiert die Tiere aus dem Humanbereich. Auch diese Mensch/Tiergrenze ist jung: In Mozarts Zauberflöte wünscht Papageno sich noch »ein Mädchen oder Weibchen«. Im 18. und 19. Jh. wurde *Weibchen* kosend für die Ehefrau gebraucht, aber auch für Frauen, deren »körperliche[n] oder geistige[n] Merkmale nicht mehr oder noch nicht der Vorstellung eines vollkommenen Weibes« entsprachen (vgl. Paul 2002: 1153; Griebel 2020: 237). Umgekehrt nannte man weibliche Tiere früher *Fräulein, Gemahlin, Weib, Sie* etc., sie teilten sich also den Sexusausdruck mit dem Menschen. *Weibchen* hat sich schließlich exklusiv auf das Tier zurückgezogen, zunächst auf weibliche Vögel, d.h. auch dieser sprachliche Versämtlichungsprozess behandelt Vögel (temporär) anders als andere Tiere. Bei der Frau rückt man von dieser Wortbildung ab, allenfalls kommt für sie der alternative Diminutiv *Weiblein* zum Einsatz. Diese lexikalische Trennschärfe ist bei *Männchen* nicht ganz so deutlich, wenngleich seine Primärverwendung auch dem männlichen Tier gilt. Gemäß Griebel dient *Männchen* seit dem 15. Jh. als pejorative Personenbezeichnung »kleiner Mann, Zwerg, Schwächling«. Adelung (1798: 54) zufolge bezeichnet es »im Scherze Kinder männlichen Geschlechts« (zu Näherem vgl. Griebel 2020: 236-239). Erst dann, wenn sich die Lexik für Geschlechts- und

10 Erweitert man die Perspektive zu den Pflanzen hin, fällt auf, dass es hier keines besonderen Lexems für die tote Pflanze bedarf: Prekär für den Menschen ist das ihm ähnliche Tier, nicht die ihm unähnlichere Pflanze.

für Nachkommenschaftsbezeichnungen getrennt hat, kann man durch Kreuzungen abwertende (alterisierende) Animalisierungen von Menschen erzielen (*Hündin/bitch*, *Kuh* für eine Frau, *Bock*, *Ochse* für einen Mann) sowie aufwertende (nostrofizierende) Humanisierungen von Tieren. Griebel (2020: 234-236) stößt in ihrem Korpus (DeReKo, IDS) auf einige Haustierbezeichnungen, die durch ihre Menschenlexik die Ansippung an die Familie leisten, z.B. *Hunde*-, *Katzen*-, *Hasenmädchen* für weibliche Jungtiere, *Hundemann*, *Kuhdame* etc.: »So wird beispielsweise aus dem Hund der Tochter ein *Enkelhund*« (ebd., 236). Dieser Bereich der anthropomorphisierenden Referenz auf Tiere ist bislang noch kaum untersucht.

2.1.4 Maximaldistanzierung zum getöteten Tier durch Verdinglichung

Besonders stark wird das Tier lexikalisch auf Abstand gehalten, wenn es um seine Tötung geht. Hier offenbart sich nicht nur der primäre, sondern speziell der utilitaristische (oder ökonomische) Anthropozentrismus, der das Tier nur nach seinem Nutzaspekt für den Menschen perspektiviert (Jung 2001: 275). Heuberger (2015) liefert mit Bezug auf Fill (1993) jägersprachliche Ausdrücke, die *töten* durch *zur Strecke bringen* ersetzen und verharmlosen, *bluten* durch *schweißen*, *Augen* durch *Lichter*, *Beine* durch *Läufe*: »[A]m Ende der Jagd werden nicht die ›Tierkadaver‹ gezählt, sondern es wird die ›Strecke ausgelegt‹ (Heuberger 2015: 127; vgl. auch Trampe 2015, der in solchen Euphemismen eine Tabuisierung der Tiertötung sieht).¹¹ Als Nahrungsmittel erfolgt eine abermalige Umbenennung und Unkenntlichmachung entsprechender Tierkörper Teile als *Stelzen*, *Schinken*, *Schnitzel*, *Speck* (zur genus- und artikelgrammatischen Verdinglichung s. Abs. 3.3.2). Sprachgeschichtlich wurde diese Divergenzentwicklung noch nicht untersucht. Das Englische geht bei dieser Segregierung noch einen Schritt weiter, indem es die gesamte Nutztierlexik aufspaltet in *sheep – mutton*, *calf – veal*, *pig – pork* etc. (bei Nutzung komplett unähnlicher Gallizismen). Die Leistung der Sprache und ihr konstruktivistischer Beitrag zur Weltsicht drängt sich geradezu auf: Bezüge zwischen Lebewesen und deren Tötung sowie deren Verzehr durch den Menschen werden verschleiert – ähnlich der Darbietung getöteter Tiere als abgepackte Fleischportionen in der Fleischtheke (Wiedenmann 2002). Bei Pelzbezeichnungen beobachtet Fill (2015), dass das ausgebeutete Tier durch Fremdwörter unsichtbar wird, etwa wenn *Sobaki* oder *Gubi* den getöteten Hund, *Genotte* die Katze und *Sobalski* das Eichhörnchen verschleiert.¹²

11 Diese Tabuisierung der Tiertötung kennt zahlreiche Verharmlosungen: Rinder werden *aus dem Markt genommen*, männliche Küken *aussortiert*, bei nach der Geburt verendeten Ferkeln spricht man von *postnatalem Ferkelverlust* etc. Ähnliches gilt für Verletzungen wie die Entfernung von Körperteilen am lebenden Tier (Trampe 2015: 205/206).

12 S. auch www.mimikama.at/allgemein/tarnnamen-in-der-pelzindustrie/.

Griebel (2020) diskutiert auch das Lexempaar *ermorden* vs. *schlachten* als in beiden Fällen intendierte Tötungen mit unterschiedlichen Objektbesetzungen.¹³ Den ersten Fall motiviert Hass und Affekt, den zweiten die Gewinnung von Nahrung.¹⁴ An solch fundamentalen Unterscheidungen haben auch andere Sprachen Anteil. Tierschutzbewegungen machen bewusst auf die Gemeinsamkeiten dieses Tuns aufmerksam, indem sie Schlachtungen, aber auch Tötungen von Versuchstieren als *Morde* bezeichnen und die toten Tiere als *Leichen* (Jung 2001: 275 erwähnt auch *Baum-* bzw. *Waldmord* statt *Abholzung*). Sie überschreiten und ignorieren diese Grenze mit dem Ziel, sie zu eliminieren.

Heuberger (2007, 2015), Trampe (2015) und Fill (2015) weisen darauf hin, dass Ausdrücke wie *Fleischproduktion* und *Milcherzeugung* das Tier objektifizieren. Tiere gelten hier als reine »Konsumgüter, die produziert, optimiert und verbraucht werden« (Heuberger 2015: 130). Der Abstand zum Menschen wird maximiert, indem er Nutztiere in die Objektklasse abschiebt. Pfeiler/Wenzel (2015) nennen sieben Kriterien für Objektifizierung, z.B. Instrumentalisierung und Verletzbarkeit des Subjekts, Besitz und Gewalt über es, Unterstellung seiner Austauschbarkeit, Absprechen von Autonomie, Unterstellung von Passivität: Alle diese Kriterien zeitigen sprachliche Konsequenzen in Lexik und Grammatik, sie sind zu festen Mustern und Strukturen geronnen, z.B. in Form spezifischer Kasuszuweisungen, durch Neutralisierung und Artikelentzug (s. Abs. 3).

2.2 Kollokationen und Kookkurrenzen

Viele, meist degradierende Tierbezeichnungen für den Menschen sind usuell mit festen Attributen kombiniert, z.B. *dreckiges Schwein*, *fette Sau*, *falsche Schlange*, *dumme Kuh*, *sturer Esel*, *fauler/falscher/feiger Hund*. Die Semantik dieser Attribute ist so stark in das Schimpfwort diffundiert, dass es diese Bedeutung auch allein transportiert, wenn man jemanden als *Schlange*, *Esel* oder *Kuh* bezeichnet. Sog. Hochwerttiere wie *Pferd*, *Katze*, *Adler* disqualifizieren sich als Schimpfwörter. Dieser phraseologische Bereich ist relativ gut erforscht und soll hier kurzgehalten werden (s. Heuberger 2015: 129-139, Mussner 2015, Habermann 2015, kontrastiv Fill 2015). Interessant ist

13 Griebel (2020) erwähnt als Grenzfall das Beispiel des Kannibalen von Rotenburg, der im Internet nach einem »jungen Mann für reale Schlachtung und Verspeisung« inserierte: »Dass hier von *Schlachtung* die Rede ist, liegt an der Absicht, das Opfer hinterher zu essen. Aus juristischer Sicht handelte es sich jedoch [...] um *Mord*, da der »Geschlachtete« ein Mensch war (228).

14 Die Essbarkeitsperspektive erstreckt sich dabei auch auf Wildtiere: Heuberger (2007) und Fill (2015) machen darauf aufmerksam, dass Wörterbuchdefinitionen von Tieren sehr oft Angaben zum Geschmack ihres Fleisches machen (z.B. bei der Forelle) oder ob sie eine Gefahr für die menschliche Nahrungsversorgung darstellen (wie bei der Heuschrecke).

die Überlegung von Habermann (2015: 85), dass die Tatsache, dass vor allem Nutztiere die zentrale Quelldomäne für Schimpfwörter bilden, dazu dient, diese Tiere zu entwerten, um deren Ausbeutung und Tötung umso leichter legitimieren zu können.

Aus linguistischer Perspektive interessanter ist der Bereich der sog. Kookkurrenzanalysen, die man im heutigen Zeitalter großer, digital zugänglicher Sprachkorpora durchführen kann. Sie ersetzen die bislang praktizierte Introspektion einzelner LinguistInnen sowie die Wörterbucheinträge individueller LexikografInnen: »Viel weitreichendere Ergebnisse erzielt man aber, wenn man dabei das empirische Grundprinzip der strikten Korpusbasiertheit verwirklicht. In Textkorpora findet man geronnenes sprachliches Wissen; sie bilden [...] einen Querschnitt des Diskursuniversums einer Sprachgemeinschaft« (Steyer 2002: 215). Während es sich bei Kollokationen meist um binäre und verfestigte sog. usuelle Kookkurrenzen handelt, sucht die Kookkurrenzanalyse nach jeglichen mehr oder weniger häufigen (»präferenten«) Wortpartnern oder nach spezifischen sprachlichen Mustern in der näheren (und nicht nur zwingend direkten) Umgebung bestimmter Einzelwörter. Verlängert man solche Korpusuntersuchungen in die Diachronie, lassen sich Diskurse über bestimmte Themen und der Wandel sprachlichen Wissens nachzeichnen.

Steyer (2002) exemplifiziert dieses Verfahren synchron anhand des Einzelworts HUND. Als typische Kollokationspartner mit daraus kontextfrei ableitbarem Wissen ergeben sich u.a.: *Leine* → [Hunde werden an der Leine geführt], *Herrchen* → [Hunde haben einen Besitzer], *Rassen* → [Hunde werden in Rassen eingeteilt], *beißen* → [Hunde beißen], *Gassi* → [mit Hunden geht man nach draußen], *Zucht* → [Hunde werden gezüchtet]. Dies kann für moderne Wörterbucheinträge genutzt werden, denn traditionelle enthalten defizitäre Ausschnitte (etwa dass Hunde Haustiere sind, die bellen und beißen). Was Steyer (2002) ihren Analysen anhand sog. signifikanter Kohäsionen außerdem entnimmt, ist das vielfache Sprechen über den Hund als Widerpart des Menschen und als Mittel der Bedrohung, d.h. man stößt auf die Kampfhundthematik, die Wörterbücher ausblenden. Weiter wird festgestellt, dass durch den sehr häufigen Kollokator von *Kind* der Hund eng als der Familie zugehörig begriffen wird: »Signifikante Kookkurrenzpartner der Kollokation **Hund-Kind** sind u.a. [...] *Mutter, Vater, Eltern, Familie(n), Frauen, Männer, Oma, Weib, Papi, Opa, Ehefrau*« (ebd., 226). Steyer identifiziert anhand konkreter Korpusbelege den Hund als Bestandteil einer typischen (deutschen) Familie, als Indikator für die ›heile Welt der Familie‹ etc. Schließlich stößt sie auf ›neue‹ Mehrwortverbindungen, die offensichtlich gebräuchlich, aber (noch) nicht in Wörterbüchern verzeichnet sind, z.B. *der Schwanz wedelt/wackelt mit dem Hund* oder *harter Hund* (für einen ehrgeizigen Mann/Trainer; erst seit 1991 belegt).

Diese vielversprechenden neuen Möglichkeiten und Methoden der modernen Linguistik wurden bislang noch wenig auf Fragen des Mensch/Tier-Verhältnisses

angewandt. Hier kann und muss weitere Forschung ansetzen, auch mit diachroner Vertiefung.

2.3 Phraseologismen und Binomiale

Als gut untersucht kann der gesamte Bereich der Phraseologie gelten, der weit mehr umfasst als feste Kollokationen, z.B. phraseologische Verbindungen (*auf den Hund kommen*), Sprichwörter (*Hunde, die bellen, beißen nicht*) oder phraseologische Vergleiche (*wie ein geprügelter Hund*). Phraseologismen enthalten sehr häufige Tiere als Bestandteile. Habermann (2015: 80–83) beleuchtet das mehrheitlich gering-schätzende, negative Verhältnis zum Schwein und zur Sau, trotz – oder gerade wegen? – ihrer biologischen Nähe zum Menschen (Schweine als Organspender). Diese Lexeme grammatikalisieren sogar zu expressiven, mehrheitlich negativ verstärkenden Präfixen, vgl. *schweine-/sauteuer, saudumm*. Durch häufigen Gebrauch kann *sau*-heute auch positive Eigenschaften verstärken (*saugut, -stark, -wohl*), d.h. *sau*- ist, indem es jegliche Verstärkung leistet und sich deshalb mit mehr Adjektiven verbindet, grammatikalisierter als *schweine*-.¹⁵ Dies berührt den Bereich der Grammatik und zeigt, dass Grammatik sich aus Lexik speist.

Da oben bereits der Hund als zunehmend in die Familie inkludiertes Mitglied erwähnt wurde, soll kurz auf sein altes, heute überholtes, durchweg negatives Bild eingegangen werden, wie es sich in Phraseologismen konserviert hat, aber auch in Wortbildungen wie *hundemüde, hundsgemein, hundsmiserabel, hundeeelend*. Durchgehend erscheint der Hund als armseliges, verachtetes, schmutziges, verabscheuungswürdiges, auch faules Tier, das weit unter dem Menschen steht und dem man Gewalt antun darf – mit welchem der Mensch sich aber ständig vergleicht; davon zeugen noch heute umläufige Redewendungen wie *jmdn wie einen Hund behandeln; auf den Hund kommen; vor die Hunde gehen; etw. vor die Hunde werfen* »vergeuden«; *den Hund zum Jagen tragen* (Faulheit); *ein krummer Hund* »zweifelichtige, verdächtige Person, Betrüger«, *ein dicker Hund* »ungeheuerlich«, *den Letzten beißen die Hunde*. Eine positive Ausnahme bildet der Jagdhund: *aufpassen wie ein Schießhund*. Dialektal gibt und historisch gab es weit mehr Hunde-Phraseologismen, z.B. *es nimmt kein Hund einen Bissen Brot von ihm* (für eine verachtete Person), *jemandem einen Hund antun* »beleidigen, verspotten«, *böser Hund, zerrissen Fell; je magrer der Hund, desto größer die Flöhe*. Das Wörterbuch mittelhochdeutscher Phraseologismen (Friedrich 2006) enthält weitere, z.B. mhd. *stinken als ein hunt*. Im Pfälzischen Wörterbuch wird der Hund mit Fäkalien verbunden (*de Hund scheißt d'r was* als Zurückweisung einer Bit-

15 Eine ähnliche Entwicklung hat das Adjektiv *tierisch* vollzogen, dessen negative Semantik ihm zu einem mittlerweile wertneutralen Intensivierer (Adjektivadverb) verholten hat (*tierisch ärgern/freuen*).

te; *hall doch deiⁿ Maul zum Hund seim Aarsch!* für einen Schwätzer).¹⁶ Kurzum: Der Hund als treuer Freund, Partner oder Gehilfe des Menschen ist phraseologisch abwesend.

In der Ständegesellschaft wurden rangniedrige Personen mit Tieren phraseologisch vergesellschaftet: *alte Diener, Hund und Pferd sind bei Hof in Einem Werth*. Die (männliche, europäische) Oberschicht hat es verstanden, die Tier/Mensch-Grenze mit ihnen fremden und suspekten Menschen zu besiedeln: mit Standesniedrigen, mit Frauen, mit Menschen anderer Kulturen und Hautfarben. Dies ist heute nicht grundlegend anders, etwa wenn man Diskurse über Flüchtlinge betrachtet. Hierzu gehört auch der Komplex tierischer Laut- und Verhaltensäußerungen, die aus phraseologischen Vergleichen hervorgegangen und in unsere Lexik abgesunken sind, z.B. *winseln* (wie ein Hund), *bellen*, *krähen*, *blöken*, *röhren*, *wiehern*, *meckern*, *grunzen*, *zwitschern*, *fauchen*, *schnattern* – *hamstern*, *herumtigern* (vgl. Habermann 2015; Griebel 2020: 69/70). Lexikografische Analysen legen nahe, dass tierische Lautäußerungen eher Frauen zugewiesen werden, vermutlich auch Fremden. Hierzu sind weitere linguistische Untersuchungen erforderlich, die im Zeitalter digitaler Korpora so gut durchführbar sind wie noch nie.

Binomiale sind mehr oder weniger verfestigte Folgen zweier koordinierter Substantive wie *Katz und Maus*, *Mann und Frau*, *Kaffee und Kuchen*. Bei ihrer Abfolge dominieren neben formalen vor allem semantische Prinzipien, die sich an der Belebtheitsskala orientieren und hierarchisch zu lesen sind. Dabei gilt grundsätzlich die Ordnung MENSCH vor TIER vor OBJEKT, z.B. *Herr und Hund*.¹⁷ Doch sind die Details interessant: Beim Menschen gilt MANN vor FRAU vor KIND, z.B. *Knechte und Mägde*, *Schwule und Lesben*, *Vater und Sohn* (vgl. Rosar demn.).¹⁸ Was die Tiergeschlechter betrifft, so hat Rosar korpusbasiert ermittelt, dass der Mensch auch auf sie seine patriarchalische Grundordnung appliziert: *Männchen* treten zu 90 % vor *Weibchen*, auch *Hengste* vor *Stuten*, *Hähne* vor *Hennen*, aber *Kühe* vor *Ochsen* und *Bullen*. Noch kaum untersucht sind die Serialisierungen von Tierarten. In dem verwendeten SPIEGEL- und ZEIT-Korpus von Rosar (demn.) kommen nur *Hund(e)* vor *Katze(n)* vor. Hier stellen sich aufschlussreiche Fragen, z.B. ob die Serialisierung von Tieren ihrer Ähnlichkeit zum Menschen folgt, ihrem Agentivitätspotential, ihrem Nutzwert für den Menschen oder womöglich seiner emotionalen Bindung zum Tier. Dieser Komplex erfordert noch viel Forschung, auch unter sprachgeschichtlicher Perspektivierung.

16 Dialektwörterbücher stellen, ebenso wie historische Wörterbücher und Enzyklopädien, noch eine große, zu wenig genutzte Fundgrube dar.

17 Auch im Kompositum *Mensch/Tier-Grenze* wirkt die Vorrangstellung des Menschen. Daher wechselt dieser Beitrag bewusst zwischen *Mensch/Tier-* und *Tier/Mensch-Grenze* ab.

18 Dies kann sich umkehren, wenn Elternrollen zur Sprache kommen: Dann stellen sich Mütter vor Väter, Mamas vor Papas und Omas vor Opas; mehr dazu in Rosar (demn.).

2.4 Namen und Benennung

Jegliche Individualbenennung eines Lebewesen personalisiert dieses. Damit ist es nicht nur identifizierbar, es konkretisiert sich zum Individuum und wird für die Mitmenschen ansprechbar, was Wiedenmann (2005; 2011) als *Du-Evidenz* bezeichnet. Der Name ist das Tor zur Kommunikation. Bei Menschen geht man davon aus, dass sie ausnahmslos benannt sind. Fälle von Namenentzug sind dramatisch und werden als dehumanisierende Gewalt begriffen. Dies gilt für Strafgefangene, es wurde auch bei KZ-Insassen praktiziert. Hiervon berichtet der Überlebende Primo Levi, dessen Name gelöscht und dem ein KZ-Häftlingsnummer eintätowiert wurde. Die Nummer, so seine Äußerung, habe ihn zu Schlachtvieh degradiert. 2017 schrieb eine afghanische Schriftstellerin, dass es in Afghanistan namenlose Frauen gebe.¹⁹ Diese erführen allenfalls relationale Zuordnungen (*Tochter von X* oder *Ehefrau von Y*), meist aber Umschreibungen, die sie als Besitz des Mannes, Gebälerin seiner Kinder, Teil seines Körpers und Objekt ausweisen (*Mutter meiner Kinder, mein schwächeres Glied, mein Haushalt*) oder zum Nutztier degradieren (*mein Huhn, meine Ziege*).²⁰ Solche Frauen wissen nicht, wie sie heißen, die faktische Namenlosigkeit beraubt sie ihrer Person. Auch SklavInnen wurde nach ihrer Verschleppung in die USA der alte Name entzogen und ein neuer aufgedrungen. Manche mussten sich ihren Namen mit Eseln teilen (Sklavenmärkte unterschieden sich kaum von Viehmärkten; s. Balbach 2018: 19). Der pejorative Begriff des *Mulatten* leitet sich aus span. *mulo* ›Maultier‹ ab. Alle drei Beispiele machen die dehumanisierende und gleichzeitig animalisierende Wirkung von Namenentzug und Namen›ersatz‹ deutlich: Immer kamen dabei Tiere ins Spiel.

Dies bedeutet nicht im Umkehrschluss, dass Tiere keine Namen bekämen. Die größte Wahrscheinlichkeit, benannt zu werden, haben Tiere, die nah beim Menschen leben und mit denen er *Du-Evidenz* unterhält. Hier wirkt ein Bündel an Faktoren, z.B. die Ähnlichkeit des Tiers mit dem Menschen (Affen werden eher benannt als Tauben), ob Tiere in Käfigen, Ställen oder Aquarien gehalten werden (und in großen oder kleinen Gruppen) oder frei herumlaufen und dabei ihren Bewegungsradius mit dem Menschen teilen (Hunde). Auch die phänotypische Unterscheidbarkeit von Individuen spielt eine Rolle. Von höchster Relevanz ist die Kontaktfrequenz zwischen Mensch und Tier, deren Intensität und Dauer. Auch die Affektivität bzw. Emotionalität ihrer Bindung spielt eine Rolle, ebenso ob Kommunikation zwischen Tier und Mensch stattfindet (99 % der HundehalterInnen sprechen mit ihrem Hund). Bei Nutztieren kommt die Höhe ihres Ertrags hinzu, wie lange sie

19 <https://thefeministani.com/2017/07/31/an-afghan-woman-speaks-call-me-by-my-name/> (Zugriff: 27.03.2020)

20 Man beachte die Possessiva *mein*, die die (objektifizierende) Besitzrelation anzeigen.

leben (dürfen) und ob ihr Tod geplant ist (dies hemmt Benennung); nicht zu vergessen ist, ob ein Tier in der Lage ist, auf seinen Namen zu reagieren; zu Näherem vgl. Dammel/Nübling/Schmuck (2015: 4–10). Prominentes Beispiel für die Humanisierungsleistung durch Benennung ist Karl Lagerfelds Katze Choupette. Haustiere sind die benennungsauffinsten Tiere; die Namenverleihung an Nutztiere, denen die *Du-Evidenz* gekündigt wurde, ist rückläufig. Hinzu kommen Zoo- und Zirkustiere, am Rande auch Wildtiere, sobald sie (aus anthropozentrischer Sicht) unbotmäßigerweise den menschlichen Raum betreten und dabei stören oder gar ängstigen, vgl. *Problembär Bruno*, *Schnappschildkröte Lotta*, *Killerwels Kuno*. Hier dient die Benennung weniger der Kommunikation als der Bannung (vermeintlicher) tierlicher Gefahr (darauf weist auch der Beitrag von Herling/Hardy in diesem Band hin).²¹

Die Benennung von Tierindividuen dürfte vergleichsweise jung sein. Bertsche (1906) bietet ein wertvolles Schlaglicht auf die »Namen der Haustiere in Möhringen« (einer badischen Kleinstadt) um 1900, unter welche er Hunde, Katzen, Pferde, Ziegen, Kühe und Ochsen subsumiert. Da auch Hunde als Jagdgehilfen, Schafhüter und Hofbewacher Nutztiere waren, erübrigt sich für die damalige Zeit eine Trennung in Heim- und Nutztiere, zumindest auf dem Land (vgl. Wiedenmann 2011: 73).²² Adel und Bürgertum kennen dagegen schon früh Katzen, Schoßhunde, Ziervögel etc. Die Möhringer Haustiere wurden nur spärlich benannt, und wenn, dann mit wenig unterschiedlichen Namen, was für geringe Individualisierung spricht. Zur Benennung von Hunden schreibt Bertsche (1906):

Nur 16 Personen von 185 besitzen je 1 Hund, und zwar sind es meist Leute, die einen treuen Wächter oder Gehilfen mehr oder weniger brauchen. Hofbesitzer, und weit entfernt von der Stadt wohnende Bahnwärter, Jagdbesitzer und deren Treiber, dann auch Metzger und einige Wirte. Dem reinen Luxus dienen nur wenige. [...] Im allgemeinen hat man also für die Hunde, und deshalb auch für eine besonders bezeichnende Namengebung derselben, nur geringes Interesse übrig. (131)

Von den 143 Katzen am Ort tragen nur sechs einen Namen. Diese wurden von Katze zu Katze weitergereicht – auch dies Ausweis geringer Individualisierung: Es werden nicht Individuen benannt, sondern eine Katze ersetzt onymisch die nächste. Auch von den anderen Tieren bekamen nur wenige Namen, obwohl Nähe und

21 Die Wildtierbenennung liegt linguistisch wie onomastisch noch weitgehend brach. Wildtiere dürften, ähnlich wie sog. Schädlinge, den sog. »Out-group-Tieren« angehören, denen menschliche Moral versagt bleibt bzw. deren Vernichtung sogar geboten ist bzw. war; Prototyp ist/war der Wolf. Dagegen gehören Haus- und (früher) Nutztiere zu den »In-group-Tieren«, denen menschliche Hege und Pflege zuteil wird (vgl. Wiedenmann 2011).

22 Terminologisch präziser ist es, statt von *Haustieren* von *Heim-* oder *Gesellschaftstieren* zu sprechen (s. hierzu Joneleit 2015).

Kontaktfrequenz mit Kühen und Ziegen früher auf dem Land hoch war u.a. durch händisches Melken.

Neben dem Faktum der Benennung spielt die Qualität der Namen eine wichtige Rolle. Um an den eben genannten Fall der Benennung der 16 Hunde in Möhringen um 1900 anzuschließen, seien die von Bertsche genannten Namen genauer betrachtet. Diese Hundenamen folgen bestimmten Benennungsmotiven. Erstens werden vier Hunde nach ihrer Fellfarbe benannt, und dies ziemlich monoton – 1x *Mohr*, 3x *Mohrle* –, wobei, wie Bertsche betont, zwei davon helles Fell haben. Deren Name ist offensichtlich semantisch unzutreffend, was für die mechanische Weitergabe dieses Namens von Hund zu Hund spricht. Zweitens werden sieben Hunde nach ihrer Rasse benannt, also ebenfalls nach physischen Merkmalen (2x *Schnauzer*, 2x *Spitzer(le)*, 3x *Waldmann*). Drittens und letztens gibt es ein paar ortstypische Namen: 3x *Scholi* (< frz. *joli*), 1x *Sultan*, 1x *Ladi* (< *Lady*). Damit dominieren eindeutig die Bezüge auf das Äußere. Menschliche Namen kommen nicht vor, nur mit *Sultan* und *Ladi* zwei Personenbezeichnungen. Indem sich 16 Hunde nur sieben Namentypes teilen (wenn man *Mohr(le)* zu einem Namen zusammenfasst), ist eine hohes Maß an Gleichnamigkeit bzw. geringes Maß an Individualisierung gegeben. Vor allem sind diese Hundenamen von Menschnamen segregiert – die Hunde bekommen ihre hundetypischen Übernamen nach äußeren Merkmalen. Damit werden sie auf die Physis reduziert, und sie werden onymisch als Hunde gekennzeichnet.

Solche sog. Kynonyme wurden noch sehr lange praktiziert, noch heute kennt man hundetypische Namen wie *Bello*, *Rex*, *Waldi* oder *Lumpi*. Doch werden sie praktisch nicht mehr vergeben, wie der Studie von Schaab (2012) zu entnehmen ist: Auf Basis von 1.000 in Hundeforen erhobenen Hundenamen im Jahr 2010 und mit der Vergleichsgrundlage einer Hundenamensammlung aus dem 18. Jh. und dem 19. Jh. mit insgesamt 1.300 verwertbaren Hundenamen gelangt sie zu dem Ergebnis, dass die alten Hundenamen ausgedient haben: »*Bello* und *Hasso* kommen überhaupt nicht vor, *Rex* ist immerhin dreimal vertreten, und dies außerhalb der Schäferhunderrasse«. Indem *Rex* typisch für Schäferhunde war, *Lumpi* für Dackel etc., gab es sogar rassepräferente Hundenamen. Vermutlich ab dem Zweiten Weltkrieg, doch in größerem Ausmaß deutlich später greift der Mensch in sein eigenes Inventar: Seitdem bekommen Hunde vorrangig Menschnamen. Die Entwicklung verläuft damit von anonym > kynonym > anthroponym. Während der Hund von der Hundehütte ins Haus (und ins Bett) gelassen und als vollwertiges Familienmitglied adoptiert wird, dessen Geburtstag man feiert, den man aufwendig bekocht und bei Kälte einkleidet, öffnet der Mensch ihm bei diesem dramatischen Übergang vom Nutzzum Haus- bzw. Gesellschaftstier auch sein eigenes Nameninventar. Wie anstößig diese Inklusion anfangs gewirkt hat, belegt ein Zitat aus einem Anstandsbuch von 1938: »Apropos Hunde: gebt ihnen doch keine Menschnamen! Man hört es doch nicht gerne: Leo hat gefressen, Susi hat mit dem Schwanz gewedelt, wenn

man selbst Leo oder Susi heißt« (Haluschka 1938: 806). Gleichnamigkeit zwischen Mensch und Hund wurde als Zumutung erlebt, als empörende Gleichsetzung.

Schaab (2012) stellt fest, dass sich der Anteil von Hundenamen, die andere Namenarten nutzen, vermehrt hat. Im 18. Jh. lag er noch bei 22 %, im 19. Jh. bei 30 % – und heute bei 72 %. Darunter dominieren mit 81 % die Anthroponyme (Schaab spricht von der »Anthroponymisierung der Hundenamen«). Früher kamen eher deappellativische und deadjektivische Namen vor. Typische alte Namen sind *Luchs*, *Füchsl*, *Maus*, *Bär*, *Schwarzkopf*, *Lustig*, *Treu*. Diese offenbaren Bezüge auf physische Eigenschaften des Hundes. Heute kommen diese wenn, dann fremdsprachlich verkleidet vor, was ihre Direktheit abmildert (*Blacky*, *Lucky*, *Sunny*). Früher gab es auch Satznamen, oft mit Imperativ, hinter denen die Jagd- und Wachhunde aufscheinen (*Greifan*, *Gibacht*, *Passup*, *Putzenweg*, *Packan*). Heute sind sie obsolet. Viele aktuelle Namen sind nicht deutbar, sie werden als opake Fantasienamen klassifiziert und steigern die onymische Individualisierungsleistung. Wie jüngste Studien feststellen, werden aktuelle Kindernamen an Hunde und Katzen verliehen, was ihren Kinderstatus unterstreicht (*Lilly*, *Paul*, *Emma*, *Max*). Damit hat der Mensch den Hund (und die Katze) längst zu sich über die Tier/Mensch-Grenze gehoben. Dramatisiert wird dies durch die Entlehnungsumkehr, indem bislang hunde- (oder katzen-)typische Namen an Kinder, mehrheitlich Mädchen, vergeben werden, wie dies für Schweden beobachtet wird, neuerdings auch für Deutschland (*Luna*, *Smilla*, *Ronja*). Hier verneigt sich der Mensch vor dem geliebten Haustier (Nostrifizierung).²³ Mit solchen geteilten Nameninventaren verwischt die Mensch/Tier-Grenze, allerdings mehr zum weiblichen Menschen hin, was das Bild einer binären Mensch/Tier-Polarität modifiziert, indem es weniger die Frau als den Mann als Prototyp des Menschen zu erkennen gibt (zu weiteren Aspekten der Tierbenennung, auch der von seltener benannten als vielmehr nummerierten Nutztieren, s. Dammel/Nübling/Schmuck 2015a, 2015b).

Ein anderer onomastischer Aspekt besteht in der Tatsache, dass viele Menschnamen Tierbezeichnungen beinhalten. Dies betrifft Kose-, Ruf- wie Familiennamen. Während letztere auf mittelalterliche Berufe (*Vogelbauer*, *Rindfleisch*) oder Tiervergleiche zurückgehen (*Krähe*, *Finkbeiner*, *Hasenfuß*), transportiert die alte Schicht germanischer (meist zweigliedriger) Rufnamen im Mittelalter verehrte und bewunderte Tiere wie den Eber (*Eberhard* »kühn wie ein Eber«), den Bären (*Bernhard*), den Raben (*Wolfram* < ahd. *hraban*) und vor allem den Wolf (*Wolfgang*, *Adolf* < *adal wolf* »edler Wolf«), deren Weisheit, übersinnliche Fähigkeiten (z.B. in die Zukunft zu sehen), Stärke, Mut etc. man dem Kind als Charakterzug wünschte (Müller 1970, Wagner 2008, Habermann 2015: 83/84). Damit erweist sich, dass

23 Dieser Fall der Verleihung von Kindernamen an Haustiere ist der dehumanisierenden Fremdbenennung versklavter Menschen mit Nutztiernamen diametral entgegengesetzt (vgl. Balbach 2018).

Tiere auch der menschlichen Aufwertung dienen können. Dies unterstreichen Wortbildungen wie *Adleraugen* oder *bärenstark*. Der Wolf kam so häufig als Rufnamenzweitglied vor, dass sich dieses im Althochdeutschen zum onymischen und sogar appellativischen Suffix *-olf* entwickelte für die Bezeichnung mächtiger, eher negativer Männer, vgl. ahd. *triegolf* ›Betrüger‹, *rihof* ›Reicher/reicher Sack‹ (Sonderegger 1998). Auch heutige Kosenamen greifen vielfach auf Tiere zurück (*Bär, Hase, Spatz*), einschließlich solcher, die man eher verabscheut (*Schnecke, Spinne, Maus, Frosch*), oft mit geschlechtspräferenter Verteilung; vgl. Dammel/Niekrenz/Rapp/Wyss 2018). Dieses Inventar überschneidet sich mit tierbasierten Invektiven. Allerdings werden Tierkosenamen häufig diminuiert, womit sie sich vom Schimpfwort abgrenzen (*Schweinchen/Äffchen/Froschi* vs. *Schwein/Affe/Frosch*).

3. Die grammatische Ebene

Mit der grammatischen Ebene betreten wir ungleich festere und gleichzeitig schwerer zu reflektierende Sprachstrukturen. Lexikalische Ausdrücke reagieren direkter auf soziale Veränderungen. Grammatische Strukturen sind dagegen zäher und langlebiger, in ihnen konservieren sich die Sozialordnungen und Mensch/Tier-Abgrenzungen vergangener Jahrhunderte. Im Folgenden werfen wir Schlaglichter auf die Besetzung syntaktischer Positionen (3.1), auf Wortbildungsprinzipien (3.2), auf das Genus- (3.3) und das Deklinationsklassensystem (3.4). Zur Grammatik zählt die Linguistik auch die Ebene der Graphematik. Hier ist auf den Beitrag von Renata Szczepaniak (in diesem Band) zu verweisen, die anhand noch variabler Substantivgroßschreibungen im Frühneuhochdeutschen feststellt, dass von dieser damaligen Sonderauszeichnung Männerbezeichnungen häufiger betroffen sind als Frauen- und Tierbezeichnungen: letztere teilen sich ähnliche Großschreibungswerte. Dabei ergeben sich bei der Kleinschreibung von Personenbezeichnungen auch Hinweise auf negative Bewertungen der betreffenden Person.

3.1 Subjekt- und Objektbesetzungen, Agens und Patiens

Immer wieder stellt die Human-Animal-Forschung fest, dass der Mensch, obwohl er Agens (Handlungsträger) seiner Klassifizierungen, Bewertungen und Handlungen ist, sich dann aus der hierfür typischerweise vorgesehenen Subjektposition verabschiedet, wenn es um Rollen geht, die ihm unangenehm sind oder für die er keine Verantwortung übernehmen will. Oben wurde bereits erwähnt, dass *Tiere aussterben, Tiere selten werden, Arten verschwinden* oder *Wälder absterben*: Obwohl diese Subjekte nicht Agens, sondern Patiens dieser menschlich verursachten Zerstörung-

gen sind, besetzen sie die Subjektposition. Dies leistet Agensverschleierung. Die kritische Diskursanalyse deckt solche Verdunklungen auf.

Heuberger (2015) erwähnt Texte über Tierversuche, die nicht nur zahlreiche Euphemismen enthalten, sondern auch Passivkonstruktionen mit dem Muster *der Hase wird mit xy behandelt und dabei fixiert*. Hier »wird das Objekt zum (grammatischen) Subjekt: x tut y > y wird getan; x (der Täter) verschwindet aus dem Satz. Diese bewusst gewählte Formulierung ermöglicht es, die_den Verantwortliche_n für die Schmerzen, welche den Tieren zugefügt werden, nicht zu nennen« (132). Passiva dienen primär der sog. Agensausblendung. Sie finden sich gehäuft beim Sprechen über Jagd, Züchtung, Mast, Schlachtung und Tierversuche. Im Gegensatz zu den folgenden grammatischen Domänen zwingt uns die Syntax jedoch nicht zu diesen Subjekt- und Objektbesetzungen, man könnte es grammatisch auch anders regeln. Doch liegt hier bereits usualisierter Sprachgebrauch vor. Dies zeigt auch das letzte Beispiel.

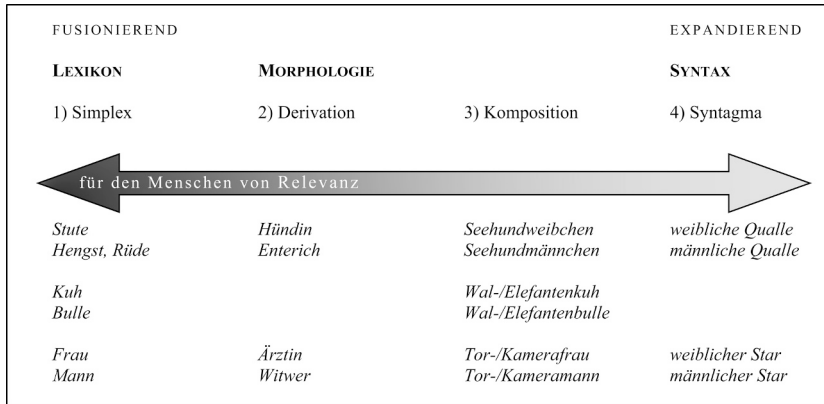
Habermann (2015) beobachtet beim statistischen Wortprofil für *Schwein*, dass die häufigsten mit *Schwein* kookkurrierenden Verben *züchten*, *mästen*, *schlachten* und *abrechnen* sind. Diese Verben rücken das Schwein in die Objektposition, was dem Geschehen angemessen ist, nur ist festzustellen, dass das Schwein in unserem Sprechen praktisch ausschließlich als Objekt bzw. Patiens auftritt. Dies sagt viel über unsere Perspektive auf das faktisch wie grammatisch objektifizierte Schwein aus, das dem Menschen in allem ausgeliefert ist, von seiner Entstehung (*züchten*) über sein Leben (*mästen*) bis zu seinem Tod (*schlachten*, *abrechnen*). Eins der wenigen Verben, bei dem es Agens sein darf, ist *grunzen*. Damit offenbart die Grammatik durch spezifische, usualisierte Subjekt- bzw. Objektbesetzungen beim Sprechen über Tiere die anthropozentrische »Perspektive des wirtschaftlichen Konsums« (92) (vgl. aus diskursanalytischer Perspektive Sauerberg/Wierzbicka 2013).

3.2 Wortbildung und Movierung

In Abs. 2.1.1 wurde bereits erwähnt, dass es – immer aufs Ganze gesehen – von Relevanz ist, ob Informationen lexikalisch-fusionierend in einem Simplex konzentriert werden (*Stute* als ›Pferd+‘weiblich‹), ob sie morphologisch auf Extra-Einheiten innerhalb eines Wortes (*Hündin*, *Spinnenweibchen*) oder syntagmatisch-expandierend auf mehrere Wörter verteilt werden (*weibliche Qualle*). Auf der Kompositionsebene finden Metaphorisierungen statt, indem *Kuh* bzw. *Bulle* sich als Zweiglied auch auf andere massige Tiere übertragen lässt (z.B. *Walkuh*, *-bulle*).²⁴

24 Die Zweitglieder *-frau* und *-mann* werden für die Tiergeschlechter weitgehend gemieden. Nicht so das Hochwertlexem *-dame*, insbesondere bei Zootieren, z.B. *Elefantendame*, *Kamel-dame*. Merkwürdigerweise disqualifiziert sich hierfür der *Herr* (**Elefanten-/Kamelherr*).

Abbildung 3: Zwischen Lexikon und Syntax, zwischen Fusionierung und Expandierung

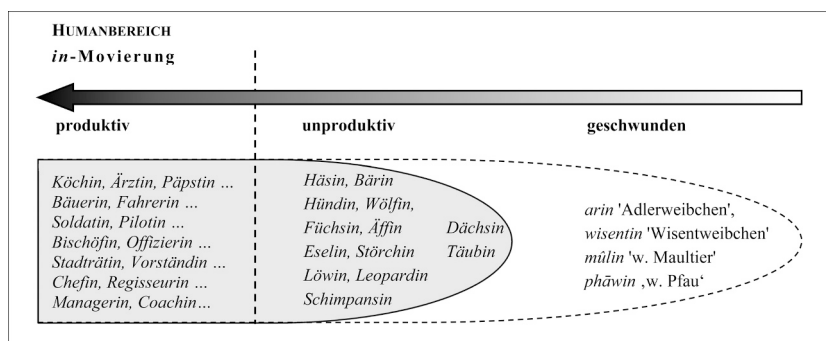


Grundsätzlich ist die Skala der Ausdrucksverfahren in Abb. 3 anthropozentrisch nach Relevanz für den Menschen geordnet: Nach links hin nimmt die Relevanz zu (hierhin sortiert er seine domestizierten Tiere), nach rechts hin ab. Das syntaktische Verfahren steht für jegliche Informationskombination zur Verfügung, es bildet den Defaultfall (z.B. *weiblicher/männlicher Mensch*, da *Frau* und *Mann* ›Alter‹ mittransportieren). Die grammatischen Beschränkungen nehmen nach links hin zu und nach rechts hin ab. Nur für besonders wichtige und häufig versprachlichte Informationskomplexe belastet man das Gehirn mit Sonderlexemen, die extra gelernt werden müssen, doch dafür sehr kurz sind. Kombinatorische Verfahren kehren diese Kosten/Nutzen-Rechnung um: Sie sind kognitiv einfach und erfordern dafür mehr Artikulationsaufwand. Je nach Zugriffsfrequenz pendeln sich die Verfahren auf der Skala in Abb. 3 ein. Im Fall von Frequenz- durch Relevanzverlust steht immer ein Verfahren rechts davon bereit, in das der Ausdruck umspringt (notfalls ins Syntagma): 1) *Zibbe* > 2) *Häsin*, 3) *Hasenweibchen* oder 4) *weiblicher Hase*; 1) *Kapaun* > 4) *kastrierter Hahn*, 2) *Dächsín* > 4) *weiblicher Dachs*, 1) *Färse* > 4) *junge, nicht gekalbt habende Kuh*. Dass purer Anthropozentrismus diese Ausdrucksverfahren steuert, lässt sich am Beispiel der *in-Movierung* identischer Lexeme zeigen: Die Femininmovierung²⁵ erfasst fast alle (maskulinen) Personenbezeichnungen (*Arzt* →

25 Die seltenen Fälle von Maskulinmovierung erstrecken sich auf genau zwei Frauenbezeichnungen: *Witwe* → *Witwer*, *Hexe* → *Hexer*. Ein drittes Beispiel bildet *Bräutigam* zu *Braut*, ein singuläres Verfahren, das aus der Verschmelzung eines alten Kompositums hervorgeht (< ahd. *brūti-gomo* ›Brautmann‹). Daneben gibt es von einigen femininen Nutztierbezeichnungen (Vögel) Maskulinableitungen: *Ente* → *Enterich*, *Gans* → *Gänserich*, *Pute* → *Puter*, *Taube* → *Tauber*.

Ärztin, Papst → Päpstin) und hat damit ihr Zentrum im humanen Bereich, doch inkludiert sie humanisierend einige Tiere, z.B. *Hund* → *Hündin* – doch nicht *Seehund* – **Seehündin*, sondern *Seehundweibchen* (ebenso **Flughündin*, sondern *Flughundweibchen*).²⁶ Seehunde und Flughunde als Wildtiere stehen dem Menschen ferner als Haustiere wie Hunde. Geraten jedoch solche Wildtiere in die Nähe von Menschen und werden sie individualisiert (z.B. im Zoo), dann kann Movierung auf einmal greifen: *Seehündin Zola*, *Flughündin Lea*.

Abbildung 4: Die in-Movierung als Humanauszeichnung und zunehmende Abgrenzung zum Tier



Die Grammatik, d.h. der Anwendungsbereich der *in-Movierung*, hat sich diachron gewandelt, formal wie semantisch. Während für Personenbezeichnungen einige Forschungen vorliegen, hat man die Tiere nicht systematisch mitberücksichtigt (vgl. aber Plank 1981: 96-101, Doleschal 1992, Fleischer/Barz 2012: 236-239, Griebel 2020: 236-239). Auf maskuline Personenbezeichnungen lässt sich die Movierung heute fast unbegrenzt applizieren; es gelten nur noch wenige formale Beschränkungen wie die, dass Wörter auf *-ling* nicht movierbar sind (**Lehrlingin*) (vgl. Fleischer/Barz 2012: 237).²⁷ *Soldatin*, *Ärztin* und *Bischöfin* galten noch vor wenigen Jahrzehnten wegen ihrer männlich aufgeladenen Semantik als unmovierbar (als Alternative wurde *weiblicher Arzt* vorgeschlagen), ebenso *Rätin* und *Vorständin*, da deren

26 Vgl. Doleschal (1992): »Es ist z.B. trotz der bestehenden Movierung *Hündin* unmöglich, *Seehündin* zu bilden, und die Bezeichnungen für Hunderassen können überhaupt nicht moviert werden: *Boxer*, *Mops*, *Pinscher*, *Pudel* usw.« (S. 32, Fußn. 14). Auch hier sind Ausnahmen individualisierter Exemplare zu finden, etwa zur »Möpsin Emma«, um die sich 2019 ein langer Gerichtsstreit entsponnen hat. Auch eine Loriotsäule in Stuttgart zeigt eine *Möpsin*. *Pudelin* ist ebenfalls öfter belegt.

27 Dies wurde im Fall von ?*Flüchtlingin* reflektiert, vgl. www.sprachlog.de/2015/12/17/fluechtlinginnen-und-fluechtlinge/ (Zugriff: 30.03.2020)

Basis keine genuine Personenbezeichnung, sondern ein Kollektivum bildet. Auch Fremdwörter werden mittlerweile (unterschiedlich geläufig) moviert (*Chefin*, *Managerin*, *Coachin*); zu Genauerem vgl. Kotthoff/Nübling (2018: 135-139). Abb. 4 zeigt durch die Auslassungspunkte bei den Personenbezeichnungen an, dass Movierung hier äußerst produktiv ist und sich, indem sie sich aus den Tierbezeichnungen zurückzieht, zu einer Art Humanderivation entwickelt. Auch Plank (1981: 97) plädiert dafür, dass »das Begriffsschema der Movierung auf Personen beschränkt werden sollte und die wenigen möglichen *-in*- [...] Derivate von Tierbezeichnungen als Ausnahmen einzeln lexikalisch gelistet werden sollten, ohne jeglichen Rekurs auf eine Movierungsregel« (97). Damit bezieht er sich auf deren erloschene Produktivität. Auch Doleschal (1992) schreibt in ihrer Studie zur Movierung: »Die Movierung von Tiernamen [i.S.v. Tierlexemen – DN] ist nur noch in Ausnahmefällen möglich« (32).²⁸ Die *in*-Movierung zieht sich somit auf den Menschen zurück bzw. der Mensch distanziert sich dadurch zunehmend vom Tier.²⁹

Dies war in früheren Sprachperioden noch anders, s. die ahd. bzw. mhd. Beispiele rechts in Abb. 4 (die meisten Tiermovierungen links davon waren damals auch belegt). Die in der grauen Ellipse befindlichen Tiermovierungen sind noch mehr oder weniger geläufig. *Dächsin* und *Täubin* dürfte heute (gemeinsprachlich) peripher sein (letztere mit ausnahmsweise femininer Basis, ähnlich *Kätzin*). Bei den üblichsten movierten Tierbezeichnungen handelt es sich um menschenähnliche, teilweise domestizierte Säugetiere nebst der *Störchin* als Vogel. Inwieweit diese Wortbildungen noch verwendet oder faktisch bereits durch ein anderes Ausdrucksverfahren ersetzt werden, ist nur über Korpusrecherchen ermittelbar. Die Frage ist, inwieweit individualisierte, oft namentlich benannte Einzel(wild)tiere davon eine Ausnahme machen (s. *Seehündin Zola*, *Trauerschwänin Petra*).³⁰

28 Doch fügt sie in einer Fußnote hinzu: »Allerdings habe ich in letzter Zeit vermehrt derartige Bezeichnungen in den Medien gehört oder gelesen, z.B. *Tigerin*, *Bärin*, was mit der allgemein höheren Produktivität der Movierung zu tun haben dürfte. Eine gründliche Untersuchung der Movierung von Tiernamen [i.S.v. Tierlexemen – DN] steht jedoch noch aus« (Doleschal 1992: 32). Bei diesen Hörbelegen dürfte es sich um individualisierte Wildtiere handeln, wie sie im Internet zahlreich zu finden sind.

29 Nur am Rande sei eine kompositionelle Distanzierungsstrategie erwähnt, die die menschliche von der tierlichen Mutter unterscheidet, indem *-mutter* als Letztglied Menschen, aber nicht Tieren zukommt. Bei Tieren spricht man in umgekehrter Folge von *Muttertier*, *Mutterschwein* etc., auch *Mutterhündin* (vgl. Fleischer/Barz 2012: 148). *Hundemutter* wirkt dagegen anthropomorph.

30 Eine informelle Google-Recherche bspw. nach *Maulwürfin*, *Siebenschläferin* oder *Adlerin* erweist, dass es sich meist um Metaphern für Mädchen und Frauen handelt (bei *Adlerin* z.B. um eine Schamanin, die ihre Dienste anbietet). Auch Kinderbücher sind eine Quelle ansonsten unüblicher Tiermovierungen.

3.3 Nominalklassifikation I: Die Genusklassifikation

Das Deutsche praktiziert eine zweifache Nominalklassifikation, indem jedes Nomen a) einem bestimmten Genus und b) einer bestimmten Deklinationsklasse angehört. Genus ist an Kongruenz gebunden und manifestiert sich an Begleitwörtern des genushaltigen Substantivs, wie Artikel, Adjektiv, Pronomen. Deklinationsklassen manifestieren sich in der Flexionsweise des Substantivs und damit am Nomen selbst (hierzu s. Abs. 3.4).

3.3.1 Genus und Sexus – Korreliert Genus mit Geschlecht?

Eine vieldiskutierte Kernfrage lautet, ob die drei Genera etwas mit der Bedeutung der Substantive zu tun haben oder ob die grammatische Klassifikation jenseits sozialer Differenzierungen existiert. Im unbelebten (inanimaten) Bereich ist die sog. Genusarbitrarität, also die Unvorhersagbarkeit, am größten, vgl. *das Fenster, die Tafel, der Stuhl*. Doch sind im belebten, humanen Bereich die Hinweise auf eine Genus/Sexus-Koppelung so zahlreich, dass die Linguistik das sog. Genus/Sexus-Prinzip nicht in Frage stellt: Fast alle Frauenbezeichnungen sind feminin, auch entlehnte, d.h. diese Regel ist produktiv (*die Frau, Mutter, Arbeiterin, Lady*), umgekehrt sind an die 100 % der Männerbezeichnungen maskulin (*der Mann, Vater, Arbeiter, Lord*). Die vielzitierten Ausnahmen bestätigen die Regel: Feminine Männerbezeichnungen (*die Memme, Tunte, Schwuchtel*) stellen als deviant begriffene Männer aus, die den Rollenerwartungen an ihr Geschlecht nicht nachkommen, maskuline Frauenbezeichnungen maßregeln Frauen, die sich als zu männlich gerieren (*der Vamp*), vgl. dazu eingehend Kotthoff/Nübling (2018: 69-89); Nübling (2019, 2020a, 2020b).

Die Linguistik verwendet mehrheitlich den biologistischen Sexus-Begriff, bezieht darin aber auch Geschlecht als soziale, interaktiv hergestellte Kategorie ein. Wie stark das Genus/Sexus-Prinzip wirkt, erweist sich umgekehrt auch darin, dass bei der Personifizierung von Tieren (z.B. in Kinderbüchern) oder gar von Inanimata (wie Gestirnen, Besteck oder Flüssen) deren grammatisches Genus die Vergeschlechtlichungsrichtung bahnt: Bickes/Mohrs (2010) haben in »Herr Fuchs und Frau Elster – Zum Verhältnis von Genus und Sexus am Beispiel von Tierbezeichnungen« 74 Kinderbücher ausgewertet und sind dabei auf 187 personifizierte Tiere gestoßen: 116 Maskulina, 50 Feminina, 21 Neutra. Bei 93 % der maskulinen Tierbezeichnungen (*Hund, Hase*) erfolgt eine männliche Geschlechtszuweisung und bei 82 % der femininen (*Eule, Raupe*) eine weibliche (erkennbar an Namen, Kleidung, Schmuck). Das heißt, insgesamt kommt es zu einer ca. 90 %-igen Übereinstimmung zwischen Genus und zugewiesenem Geschlecht. Neutrale Tierlexeme (*Eichhörnchen, Schwein*) werden zu zwei Dritteln männlich und zu einem Drittel weiblich vergeschlechtlicht.

Bickes/Mohrs (2010) geben jedoch zu bedenken, dass menschenähnliche Tiere per se vorrangig Maskulina sind, und in Kinderbüchern treten »[a]ls Protagonisten [...] menschenähnliche Tiere weitaus häufiger auf als Echsen oder Asseln« (265), daher die vielen Maskulina. Sie verweisen auf das anthropozentrische Kontinuum bei Köpcke/Zubin (1996), die schreiben, dass »das Deutsche im Kontext der Klassifikation der belebten Welt das Femininum dafür ausnutzt, um Distanz zum Menschen auszudrücken. Komplementär hierzu dient das Maskulinum dazu, Nähe zum Menschen auf einem anthropozentrischen Kontinuum zu signalisieren« (484). Dabei dürfte es sich weniger um eine anthropozentrische als eine androzentrische Perspektive handeln. Die Autorinnen deuten ihren Befund der engen Genus/Sexus-Entsprechung bei Tieren in der Literatur als Evidenz gegen die Existenz eines sog. generischen Maskulinums – sonst müssten sich unter ihren Maskulina mehr als 7 % weibliche Tiere befinden.

Beispiele für personifizierte Inanimata sind bildlichen Darstellungen der Sonne, einer Gabel oder der Mosel als Frauen und umgekehrt des Mondes, eines Löffels oder des Rheins als Männer. »Herr Löffel und Frau Gabel« lautet ein Gedicht von Christian Morgenstern (mehr dazu in Köpcke/Zubin 2012, Kotthoff/Nübling 2018, Nübling 2020b). Damit erstreckt sich das Genus/Sexus-Prinzip weit über die Humandomäne hinaus.

Zurück zu den Tieren und der Frage nach der Reichweite des (humanen) Genus/Sexus-Prinzips: In Kap. 2.4 zur Benennung von Tieren wurde erwähnt, dass der Mensch Wildtiere, denen er in seiner Welt begegnet, durch Namengebung bannt. Dabei wird die appellativische Tierbezeichnung vor den Namen gestellt, es entstehen sog. Gattungseigennamen vom Typ *Problembar Bruno*, *Schnappschildkröte Lotta*, *Killerwels Kuno*. Hierbei fällt auf (und bedürfte es systematischer Überprüfung), dass das Genus des Appellativs das Geschlecht des Rufnamens steuert: Ob diese Schildkröte wirklich weiblich und der Wels männlich war, sei dahingestellt bzw. bezweifelt; unterstellt wird ihnen jedoch das Genus/Sexus-Prinzip (dies bestätigen auch Hardy/Herling in diesem Band). Dieses Prinzip ist bei den domestizierten Tieren, allen voran den Nutztieren, von ebensolcher Stringenz wie beim Menschen: *Kuh*, *Stute*, *Geiß* und *Henne* sind nicht zufällig Feminina und *Stier*/*Bulle*/*Ochse*, *Hengst*, *Bock* und *Hahn* Maskulina (s. Abb. 5).

Bei den menschnunähnlichen Säugetieren, den Vögeln, Reptilien, Amphibien etc., ebbt dieses Prinzip immer mehr ab (rechts von der gestrichelten Linie in Abb. 5): Niemand würde erwarten, dass *ein Frosch* oder *ein Leguan* männlich und *eine Kröte* oder *eine Echse* weiblich sei. Doch war der genaue Geltungsbereich des Genus/Sexus-Prinzips bislang unbekannt. Hierzu legen Lind/Späth (demn.) eine korpuslinguistische Studie vor, in der sie der Frage nachgehen, ob maskuline Tiere wie *ein Hirsch*, *ein Hund* oder *ein Elefant* in gleicher Weise bzw. mit ebenso hoher Frequenz wie *eine Katze* oder *eine Giraffe* trächtig bzw. schwanger sein oder Junge säugen können. Oder transponiert man rund ums Geburtsgeschehnis den *Hund* in

Abbildung 5: Genus-Sexus-Relationen bei belebten Objekten (Animata) (aus Kotthoff/Nübling 2018: 74)

ANIMAT				INANIMAT		
Genus-Sexus-Beziehung:						
engstens		eng		locker stereotyp	nicht vorhanden arbiträr	
benannte Personen	Verwandt- schaft	andere Menschen	Nutztiere	Säuge- tiere	andere Tiere	Pflanzen
m.: <i>Rolf</i>	<i>Bruder</i>	<i>Mann, Kunde</i>	<i>Stier, Esel</i>	<i>Hund</i>	<i>Spatz, Dorsch</i>	<i>Sellerie</i>
f.: <i>Ronja</i>	<i>Schwester</i>	<i>Frau, Person</i>	<i>Kuh, Ente</i>	<i>Katze</i>	<i>Taube, Spinne</i>	<i>Möhre</i>
(n.: –)	–	(<i>Weib</i>) <i>Kind</i>	<i>Schaf</i>	<i>Pferd</i>	<i>Krokodil</i>	<i>Kraut</i>

eine *Hündin*, den *Elefanten* in eine *Elefantenkuh*? Tatsächlich liefern sie überraschend hohe Evidenz dafür, dass trächtig bzw. schwanger zwar *eine* Katze (f.) sein kann, aber kaum ein *Hund* (m.): Zu 91 % mutiert dieser zur *Hündin* (f.). Exakt das Gleiche erweist sich beim *Elefanten*, der ebenfalls zu 91 % zu einer *Elefantenkuh* (oder *Elefantin*, *Elefantendame*) feminisiert wird. Insgesamt gesehen erfolgt bei den maskulinen Säugetierbezeichnungen im Fall weiblicher Verrichtungen zu 86 % eine grammatische Feminisierung, während das Genus bei Vögeln und Reptilien irrelevant ist, d.h. *eine* Amsel (f.) und *ein* Spatz (m.) legen gleichermaßen Eier, ebenso *eine* Schildkröte (f.), *ein* Krokodil (n.) oder *ein* Leguan (m.). Hier reißt das Band zwischen Genus und Geschlecht ab. Somit überträgt der Mensch den Geltungsbereich der humanen Genus/Sexus-Korrelation auf die ihm nächststehenden Säugetiere. Genus ist tiefstens in der Grammatik verankert und repräsentiert einen der festesten Aggregatzustände sprachlicher Kategorisierung.

Zweierlei ist somit festzuhalten: 1.) Bei der Genuszuweisung an Tierbezeichnungen gilt ein anthropozentrisches Prinzip, wonach menschenähnliche Tiere maskulin klassifiziert werden und menschenunähnliche feminin bzw. neutral. 2.) Das Genus/Sexus-Prinzip, das weibliche Lebewesen feminin und männliche maskulin klassifiziert, ist im Humanbereich von höchster Geltungskraft. In dieses Prinzip inkludiert der Mensch seine Nutztiere und weitgehend die Säugetiere, doch keine Vögel, Amphibien, Fische etc. Damit manifestiert sich ein doppelter grammatischer Anthropozentrismus.

3.3.2 Das Neutrum als inanimates, patientives Genus

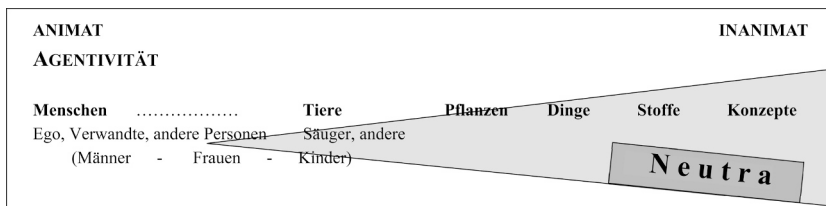
Das Englische hat jegliche Nominalklassifikation abgebaut, es kennt weder Genera noch Deklinationsklassen. Nur im Pronominalbereich hat es die drei alten Genera mit *he* – *she* – *it* formal konserviert und wie folgt semantisiert: *she* und *he* referieren

auf weibliche und männliche Menschen (einschließlich domestizierter Tiere), während das dritte Genus inanimaten Objekten sowie den meisten Tieren gilt. Diesem »überhängigen« dritten Genus gilt nun unsere Aufmerksamkeit.

Prinzipiell kann man sagen, dass Neutra mehrheitlich nicht nur inanimate (zählbare) Objekte (*Haus, Fenster, Buch*) beinhalten, sondern besonders häufig unzählbare Stoffe, Flüssigkeiten, Metalle, Substanzen (vgl. sog. Massennomen wie *Eisen, Wasser, Essig, Öl, Blut, Gold, Silber, Kupfer* etc.). Dies rechtfertigt durchaus seine deutsche Bezeichnung als sächliches Genus. Dieses Prinzip gilt für die meisten indogermanischen Sprachen, ebenso dass neutrale Nomen einen alten Nominativ/Akkusativ-Synkretismus enthalten. Damit wird morphologisch nicht zwischen dem mit der Agens-Rolle verknüpften Nominativ und dem patiensaaffinen Akkusativ unterschieden (*das Haus_{Nom} = das Haus_{Akk}*). Dies liegt daran, dass Neutra als Gegenstände und Stoffe typischerweise Objekt von Handlungen sind, also etwas mit ihnen gemacht wird. Dies hat sich tief in die Neutrumsemantik eingebrannt und setzt entsprechende, meist inanimatisierende und deagentivierende (patientivierende) Effekte frei, wenn das Neutrum auf Belebtes, gar Humanes angewandt wird (Beispiele folgen). Unbelebte Entitäten führen selten Handlungen aus (was nicht heißt, dass es keine pseudo-agentiven Konstruktionen gäbe wie *das Wasser bahnte sich den Weg durchs Tal*). Die prototypische syntaktisch-semantische Rolle des Neutrums ist das Patiens. Auch Di Meola (2007) bezeichnet es als »defizitäres Genus« und attestiert ihm das Fehlen von Agentivität. In Nübling (2014) wird am Beispiel von *Angela Merkel* gezeigt, dass durch ihre Neutralisierung zu *das Merkel* eine Deagentivierung/Patientivierung der Person erfolgt.

Abb. 6 illustriert diese Neutrumaffinität am Ende der Belebtheitsskala. Damit ist im Umkehrschluss nicht gemeint, dass es dort keine Feminina und Maskulina gäbe. Doch ist aus der Perspektive des Neutrums seine semantische Domäne eindeutig der maximal inanimate Bereich.

Abbildung 6: Das Neutrum als inanimates (Stoff-)Genus



Wir wenden uns nun der prekären Pfeilspitze des Neutrums zu, die durchaus Tiere erfasst (*das Krokodil, Schwein*), darunter auch Säuger, und sogar einige Menschen. Gerade bei den durchweg vergeschlechtlichten Menschen (ein Mensch ohne

Geschlecht ist trotz der dritten Geschlechtsoption »divers« seit Januar 2019 kaum vorstellbar) dient es – meist bei Frauen – ihrer Abwertung, vgl. *das Weib, das Mensch* (Dialektismus für eine liederliche Frau)³¹, *das Frauenzimmer*, auch *das Fräulein* als unbemannte, somit unvollständige Frau, ebenso *das Mädchen*. Köpcke/Zubin (2003) haben in Wörterbüchern mehrere Dutzend neutraler Metaphern identifiziert, die usuell auf Frauen referieren, z.B. *Aas, Luder, Biest, Loch, Stück, Ding, Schaf, Flittchen* etc. Usuell bedeutet: *Junge Dinger* sind immer (dumme) Mädchen. Dass sich darunter auch Diminutiva befinden, die automatisch neutrales Genus erzeugen, ist kein Widerspruch und auch kein Zufall, sondern ein probates Mittel, Neutra zu generieren und gleichzeitig die verniedlichende bzw. geringschätzende Diminutivsemantik abzuschöpfen. Selbst (per se genuslose) Anglizismen für junge, sexualisierte Frauen werden im Deutschen produktiv dem Neutrum zugeführt, s. *das Girl, Pin-up, Playmate, Model, Hottie, Bunny, Groupie*. Verachtete Männer werden zwar ins »falsche«, doch immerhin animate Genus des Femininums verfrachtet, s. die o.g. Beispiele *Memme, Tunte* etc. Das Neutrum kommt für Männer nicht in Frage und deshalb auch nicht die Diminution. Insgesamt, so kann geschlussfolgert werden, entlarvt die humane Genusgrammatik eher eine androzentrische als eine anthropozentrische Ordnung, allorten springen patriarchalisch geprägte Hierarchien ins Auge, die – s. die Binomiale oben – Männer vor Frauen vor Kinder einsortieren (zu diesem Gesamtkomplex s. Nübling 2014, 2017, 2019; Nübling/Busley/Drenda 2013, Busley/Fritzinger 2018, Nübling/Lind demn.).

Noch häufiger und systematischer werden jedoch Jungmensen, besonders Kleinkinder, neutral klassifiziert: *das Kind, Baby, Neugeborene, das Kleine* – direkt umgeben von meist domestizierten Jungtieren: *das Kalb, Lamm, Fohlen, Küken, Ferkel, Kitz* und generell *das Junge* (von dem sich, s.o. in Abs. 2.1.3, *der Junge* als männlicher Jungmensch abgrenzt).³² Auch hier speisen sich einige Neutra aus einstigen Diminutiven (*Fohlen, Küken, Ferkel*). Damit scheint das Neutrum eine Affinität zu

31 *Das Mensch*, Pl. *die Menscher*, gilt seit dem 18. Jh. abwertend für Frauen, nach Adelung (1793-1801) für »eine geringe Person weiblichen Geschlechtes, im verächtlichen Verstande«, besonders für die Magd: *ein Dienstmensch, Küchenmensch, Kindermensch, Stubenmensch*.

32 Genaugenommen tut sich bei den Jungmensen, sobald dem Säuglingsstadium entwachsen, ein Geschlechtergefälle auf: *Der Junge* erhält dabei eine geschlechtskongruente Maskulinzuweisung, was sich auch mit Blick auf seine Dialektwörter bestätigt, die jegliche Diminutiva vermissen lassen (*der Kerl, Knabe, Bub*). Ganz anders beim *Mädchen*, dessen Dialektbezeichnungen fast ausnahmslos Neutra sind (*das Diandl, Mädle, Mäken*), auch dann, wenn nicht-diminuiert (*das Mensch, Wicht, Luit, Famen*; vgl. König 2005,166; Nübling 2017, 2019). Das Mädchenstadium, das bis vor wenigen Jahrzehnten nach der Geschlechtsreife ins Fräuleinstadium übergang, erstreckt sich biographisch ungefähr bis zu Heirat und Mutterschaft. Erst dann erlang(t)en Frauen ihr geschlechtskonformes Genus. Die Neutrumaffinität erweist, dass Mädchen grammatisch eine Position zwischen Jungen und Jungtieren zugewiesen wird.

jungen, noch (gesellschaftlich) unsexuierten Lebewesen vor der Geschlechtsreife zu haben. Hier vergemeinschaftet das Neutrum menschliche und tierliche Jungexemplare ohne pejorisierende Effekte, d.h. diese werden auf der linguistische Animatizitätsskala als ähnlich und als relativ gering belebt einsortiert, Agensrollen werden ihnen grammatisch nicht zugedacht. Diese grammatische Ausgrenzung von Kindern an den Humanaußenrand beobachtet auch Corbett (1991) aus typologischer Perspektive: »In various languages small children are treated grammatically as not being quite human« (154). Bei Nutztieren dient das Neutrum auch häufig als generischer Oberbegriff, als (geschlechtsneutrales) Epikoinon, vgl. *das Pferd* (vs. *Stute/Hengst*), *das Rind* (vs. *Kuh/Bulle*), *das Schwein* (vs. *Sau/Eber*).³³ Bezüglich solcher neutraler Nutztiere macht Habermann (2015) eine wichtige Beobachtung: Solange diese Tiere leben, verteilen sich ihre Bezeichnungen sexuskonform auf Feminina und Maskulina: *die Kuh, Stute, Sau, Henne* vs. *der Stier, Bulle, Ochse, Hengst, Eber, Hahn*. Doch sobald sie getötet werden, d.h. als Fleisch perspektiviert werden, treten sie ins Neutrum über, obwohl es in der Regel ausgewachsene Tiere sind, die geschlachtet werden: Man kocht und isst die Neutra *Rind, Pferd, Schwein, Reh, Kalb, Lamm, Huhn* sowie – und hier zeigt sich besonders deutlich der Nutzen des Diminutivs als Neutrumspender – *das Hähnchen*, obwohl es sich um einen adulten Hahn handelt. Mit diesem Genuswechsel erfolge, so Habermann (2015), eine Entpersonalisierung der Tiere, ihre Tötung lasse sich damit leichter legitimieren und distanzieren diese vom Mord, was dieses Tun beim Menschen ja darstellte:

Man isst nicht ›die Kuh‹, sondern ›das Rind‹, nicht ›die Sau‹, sondern ›das Schwein‹, man isst ›(das) Geflügel‹, ›(das) Huhn‹, oder ›(das) Hühnchen‹, ›(das) Reh‹, ›(das) Schaf‹, ›(das) Kalb‹ oder ›(das) Lamm‹. Zwar isst man auch ›den Hahn‹, er wird sprachlich jedoch zum ›Hähnchen‹. Es fällt auf, dass die zentralen Tiere, die wir essen, bis auf wenige Ausnahmen [...] kein maskulines oder feminines Genus haben. Es handelt sich vielmehr um Wörter mit neutralem Genus, das bei Annahme einer

33 Die Tatsache, dass es solche simplizischen Epikoina kaum für paarige Menschenbezeichnungen gibt – und wenn, dann nicht im Neutrum –, erweist, dass divergierende Geschlechtsrollen Frauen und Männer so stark voneinander trennen, dass sich ein Oberbegriff erübrigt, s. das erst im Ahd. gebildete Maskulinum (!) *Mensch* zu *Frau/Mann* sowie (hier auf alltägliche Verwandtschaftsrelationen bezogen) das junge Kompositum *Elternteil* (offiziell m., häufig auch n.) in Abs. 1. Ohne Epikoina: *Nonne/Mönch, Tante/Onkel, Kusine/Cousin, Nichte/Neffe* etc. Ausnahme: *Tochter/Sohn – Kind* (n.) (und evtl. *Schwester/Bruder – Geschwister* (n.); mehr zu Epikoina s. bei Klein demn.).

Genus-Sexus-Kongruenz auf eine Entpersonalisierung und Entsexualisierung³⁴ des Tiers als Nahrungsmittel hinweist. (Habermann 2015: 77/78)³⁵

Noch mehr wird deutlich: Habermann (2015) klammert den Definitartikel meistens ein – zurecht, denn der Definitartikel würde – dies ist seine genuine Funktion – ein definites Exemplar herausgreifen, konturieren und damit sichtbar machen.³⁶ Genau das vermeidet der Mensch, indem er vor geschlachteten Tieren den Artikel unterdrückt. Er vermasst und verdinglicht dadurch den Rohstoff Tier, ebenso wie sich der Artikel vor Stoffnamen verbietet, vgl. *ich esse Ø Reis, trinke Ø Wasser – esse/nehme/bestelle Ø Lamm*. Der Nullartikel verschleiert die Tierindividuen und maximiert ihre Distanz zum Menschen. Damit korreliert auch die Quantifizierung von Speisetieren, seien es Nutz- oder Jagdtiere, als *Stück* (auch dies ein Neutrum): Man spricht zwar von drei Hunden oder fünf Personen, aber von *zehn Stück Ochsen, drei Stück Vieh*, von »10.000 Stück Geflügel« (*Geflügel* außerdem Neutrum), man erlegt »ein Stück Wild« (ebenfalls Neutrum) und schlachtet »in kleinen Mengen hofeigenes Geflügel« (Internetbelege).³⁷ ›Stück‹ setzt ein diffuses Kollektiv bzw. Kontinuum, eine unbegrenzte, stofflich identische Materialmenge voraus, aus der man *ein Stück* heraustrennt.³⁸ Die Sicht auf (identifizier- oder auch nur zählbare) Entitäten wird verhindert.³⁹ Hier erfährt die o.g. Homogenisierung von Outgroups ihre grammatische Entsprechung bzw. Dramatisierung.⁴⁰ Dafür steht sogar ein gram-

34 Hierzu passt, dass – wie in Abs. 2.1.3 erwähnt – die Diminuiierung und Neutralisierung der beiden Tiergeschlechter zu *Weibchen* und *Männchen* deren Objektifizierung auch grammatisch erledigt.

35 Dass das Englische diese Unterscheidung lexikalisch betreibt, wurde in Abs. 2.1.4 erwähnt: Erbwörter bezeichnen das lebende, Gallizismen das getötete Tier bzw. Fleisch (*sheep* vs. *mutton*).

36 Auch der indefinite Artikel leistet Konturierung und Zählbarkeit. Hier wird linguistisch stark vereinfacht und von weiteren Artikelfunktionen, zu denen auch generisierende gehören, abgesehen.

37 Vgl. zum Beispiel www.ostalbkreis.de/sixcms/media.php/26/Merkblatt-Gefluegel-Direktvermarktung.pdf und <http://docplayer.org/114865748-Merkblatt-gefluegelschlachtaette-direktvermarktung.html> (Zugriff: 31.03.2020).

38 Auch hier wird linguistisch vereinfacht: Kollektiva fassen zwar Einheiten zusammen, haben aber eine wahrnehmbare Außengrenze (sie können deshalb auch pluralisiert werden): Familie, Herde, Volk. Diese sind im Deutschen oft Feminina, was an kollektivierenden Wortbildungssuffixen wie *-heit* oder *-schaft* sichtbar wird. Bei Kontinuativa (mass nouns), die eher Neutra sind, sind Binnen- wie Außengrenzen diffus bzw. absent (*Vieh, Wild, Mehl*), vgl. dazu Leiss (1997, 2005), Weber (2001), Werner (2010, 2012), kritisch dazu Mortelmans (2008).

39 Dass mit der Massentierhaltung eine Entsubjektivierung und Anonymisierung des Tieres einhergeht, liegt nahe (vgl. dazu eingehend Wiedenmann 2015).

40 Davon zeugt auch das Kompositum *Weibsstück* (**Mannsstück* existiert nicht). Nach Adelung (1793-1801) konnte man früher sagen: »es ist ein häßliches Stück von einem Weibe. Im Niedersächs. sagt man im engern Verstande, ein Stück Diebes, ein Stück Schelmes, d. i. ein arger

matisches Verfahren bereit, die Wortbildungsregel der Kollektivierung mit dem Muster *Ge-X(-e)*, das – wieder unzufällig – Neutra generiert: *das Geflügel*, *Ungeziefer*, *Geschmeiß*, *Getier*. Selbst lexikalisch realisierte Kollektiva (genauer: Kontinuitiva) gehorchen der Neutrumzuweisung: *das Vieh*, *Wild*, *Unkraut*, *Obst*.⁴¹ Eine explizite Vermassung leisten Komposita (und Neutra) auf *-material*, z. B. *Vieh-*, *Pferde-*, *Ferkelmaterial* (Trampe 2015: 204). Nicht zuletzt ist auch *das Fleisch* in der Neutrumklasse beheimatet. Selbstverständlich eignen sich diese Verfahren auch zur Herabsetzung menschlicher Outgroups (vgl. Kollektiva wie *das Gesinde(l)*, *Gesocks*; *das Judentum*, *Weibervolk*).⁴²

Zweierlei ist festzuhalten: 1.) Mit Blick auf die Leistung des Neutrums kann von einer vermassenden, inanimatisierenden Neutrumsemantik gesprochen werden. Neutralisierungen in der Belebtheitsdomäne setzen genau diese Effekte frei und in der Humandomäne Frauen herab. Humane Männer sind vor dem Neutrum geschützt, weitgehend auch vor der neutrumgenerierenden Diminution. Damit ist das Neutrum bei Animata hochfunktional und hochmarkiert. 2.) Die Artikelgrammatik unterstützt die vermassende Neutrumsemantik, indem insbesondere vor getöteten Tieren eine das Objekt sichtbarmachende Artikelsetzung unterbleibt. Hinzu kommen unterschiedliche kollektivierende Wortbildungsverfahren im Neutrum, die jegliche Individualwahrnehmung vereiteln.

3.4 Nominalklassifikation II: Deklinationsklassen

Ebenso tief wie die Genera sind die Deklinationsklassen ins Sprachsystem eingelassen, nur dass sie der menschlichen Reflexion noch unzugänglicher sind als das Genusystem. Hier sind ebenfalls belebtheitsbezogene Unterscheidungen sedimentiert und werden – auch heute noch – Umsortierungen vorgenommen, mit denen der Mensch sich vom Tier distanziert bzw. der Mann von Frau und Tier. Dies

Dieb, ein arger Schelm«, hier noch im partitiven Genitiv. Hier scheint wieder der (standeshohe) Mann als Klassifizierer auf.

- 41 Im Englischen entspricht der Vermassung die grammatisch verfestigte Regel, dass in größeren Verbänden vorkommende Tiere nicht pluralisierbar sind, z. B. *sheep*, *fish* (Sealey 2018: 227).
- 42 Simone Busley habe ich folgende dialektale Beobachtung zu verdanken: Während das Standarddeutsche lexikalisch zwischen dem menschlichen *Mund* und dem tierlichen *Maul* unterscheidet, nehmen manche Dialekte, die nur Maul kennen, eine Tier/Mensch-Differenzierung allein über das Genus (und auch den Plural) vor: »das Mosfrk [Moselfränkische], in dem das Wort *Mund* (meist) fehlt, unterscheidet *m̥ul*, *-ou-*, Pl. *m̥-i.l̥ar* n. für Tiermaul u. den Mund des Menschen im verächtl. Sinne von *m̥-u.l*, Pl. *-l̥an* f. für den Mund des Menschen im neutralen u. in weniger verächtl. Sinne« (Rheinisches Wörterbuch, s. www.woerterbuchnetz.de/RhWB?lemma=maul_iii). Ins Standarddeutsche übertragen gilt für Tiere das Neutrum *das Maul* – *die Mäuler*, für Menschen das Femininum *die Maul* – *die Maulen*.

wurde bereits beim sog. anthropozentrischen, genauer androzentrischen Kontinuum in Abs. 3.3.1 deutlich.

3.4.1 Die schwachen Maskulina als agensprofilierende Männerklasse

Das Englische hat sich nicht nur der Genera, sondern auch all seiner Deklinationsklassen entledigt; irreguläre Plurale wie *women, men, oxen, geese, mice* sind die letzten, übrigens menschlichen und tierlichen Zeugen: Die höchste Belebtheitsdomäne wirkt konservierend, bedingt durch die hohen Gebrauchsfrequenzen. Im Deutschen unterscheidet man noch ca. acht Deklinationsklassen. Die Deklination interagiert komplex mit der Genusklassifikation (s. Nübling 2008). Interessant für unser Tier/Mensch-Thema ist erstens, ob sich Tiere und Menschen in gleichen Deklinationsklassen tummeln oder ob sich auch hier Sortierungs- und Distanzierungsanstrengungen erkennen lassen. Zweitens unterscheiden sich die Flexionsklassen auch darin, wie viele unterschiedliche Kasus sie am Wort selbst realisieren und wo sie Zäsuren setzen. Denn den Kasus entsprechen prototypische syntaktische Positionen und thematische Handlungsrollen, s. Tab. 1. In dem Satz *Ich_{Nom} gebe meiner Mutter_{Dat} den Hund_{Akk} meiner Freundin_{Gen}* korreliert der Nominativ (*ich*) im Subjekt mit der Agensrolle, d.h. dieses Person (Agentien sind in aller Regel belebt) kontrolliert und steuert die Verbalhandlung; diese kann unter Umständen mehrere Objekte affizieren, d.h. große Auswirkungen auf andere/s haben. Der Genitiv bezeichnet meist einen Besitzer (Possessor) von etwas oder jemandem, hier *Freundin* als Besitzerin des Hundes. Auch dies ist eine machtvolle Rolle. Der Dativ gilt einer an der Handlung beteiligten Person, ihr (*Mutter*) kommt die Handlung zu (Rezipient). Am betroffenensten von dem Geschehen ist der transferierte *Hund* im Akk. (Patiens), er ist der Handlung unterworfen und ausgeliefert.

Tabelle 1: Die *nhd.* Kasusflexion im Singular schwacher Maskulina und gemischter Feminina (nach Nübling 2020a)

Kasus	prototyp. thematische Rolle	Artikel	schwache Maskulina		Artikel	gemischte Feminina	
Nom.	Agens	der	Bote_	Affe_	die	Dame	Schnake
Gen.	Possessor	des	Bote-n	Affe-n	der		
Dat.	Rezipient	dem			der		
Akk.	Patiens	den			die		

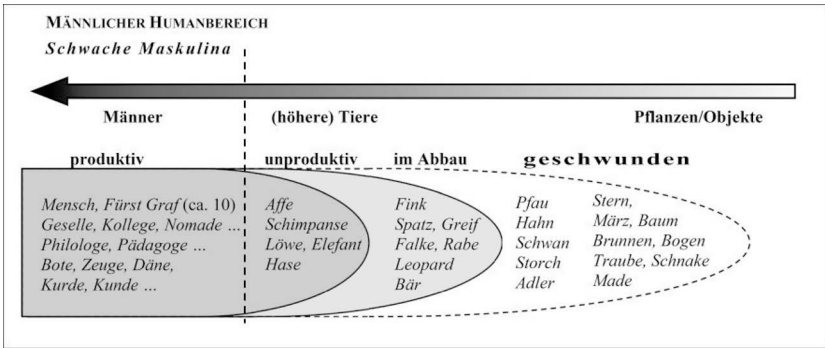
Heute gibt es kaum noch Kasusreste am Nomen. Es fällt jedoch auf, dass beide feminine Flexionsklassen (die sog. gemischte und die starke Klasse) keinerlei Kasusdistinktionen mehr aufweisen, das Substantiv bleibt immer gleich (s. *Dame*,

Schnake in Tab. 1). Nur der begleitende Artikel unterscheidet zumindest einige Kasus, s. Tab. 1, wo die beiden femininen Artikelformen *die* und *der* Nom.&Akk. gegen Gen.&Dat. abheben. Damit unterscheiden die Feminina weder am Artikel noch am Nomen zwischen Agens und Patiens. Ähnliches gilt für die (hier nicht aufgeführten) Neutra. Schaut man jedoch auf die Maskulina, dann differenziert der Singular-Artikel mit *der* vs. *des* vs. *dem* vs. *den* noch alle vier Kasus, es wird also bei jedem Maskulinum deutlich, welche Handlungsrolle das Referenzobjekt einnimmt. Ohne ins Detail zu gehen, sei für die (in Tab. 1 nicht aufgeführten) starken und gemischten Maskulinklassen gesagt, dass sie zwar den Genitiv exponieren (z.B. *der Mann, des Mannes, dem Mann, den Mann*), doch ansonsten keinen anderen Kasus. Es gibt nur eine einzige Deklinationsklasse, die die zentrale, machtvolle Agensrolle gegen die anderen, patientiven Rollen abhebt, und das sind die sog. schwachen Maskulina (s. Tab. 1). Grob gesagt beherbergt diese Klasse fast ausschließlich Bezeichnungen für Männer (*Bote, Kollege, Kunde* etc.). Formal sind es meist zwei-, manchmal dreisilbige Wörter mit einem Trochäus, der auf *-e* endet. Ihr Nominativ erscheint ohne eigene Endung und hebt sich dadurch vom gesamten Restparadigma (im Singular wie im Plural) ab, wo ausnahmslos die Endung *-n* gilt. Es gibt auch ein paar wenige Einsilber darunter, z.B. *Mensch, Graf, Fürst*. Diese schwachen Maskulina verzichten somit auf die sonst so wichtige Numerusunterscheidung. Hier hat sich die Agensmarkierung durchgesetzt. Diese Formulierung ist mit Blick auf die Sprachgeschichte gerechtfertigt, die zeigt, dass die Feminina, die sich im Mittelhochdeutschen das gleiche Flexionsmuster wie die damaligen und heutigen schwachen Maskulina (in Tab. 1) geteilt haben, ebenfalls diese Chance zur Agensprofilierung gehabt hätten, sie aber nicht genutzt haben. Stattdessen haben sie im gesamten Singular *-n* abgebaut (Singularrelikte wie *aufErden, von Seiten* bezeugen den alten Zustand), um eine Numerusunterscheidung herzustellen. Man kann daraus folgern: Das Quantifizieren ihrer Mitglieder war bei den Feminina wichtiger, bei den Maskulina dagegen die Sichtbarmachung der machtvollen Agensrolle. Gesellschaftlich wichtige Handlungsträger waren und sind Männer, und auf diese menschlichen Männer hat sich die Klasse der schwachen Maskulina im Laufe der letzten Jahrhunderte spezialisiert, s. den Pfeil in Abb. 7.⁴³

Ursprünglich beherbergt die große Klasse der schwachen Maskulina eine bunte Mischung an Objekten. Zunächst wurden die (unbelebten) Konkreta und Abstrakta ausgeschlossen, d.h. in andere Klassen überführt, z.B. mhd. *brunne* > nhd. *Brunnen*, ebenso *Balken, Schaden, Lumpen*, auch *Stern, März, Mai, Mond* waren einst schwach). Danach wurden Pflanzen, niedere Tiere, Fische und Insekten (darunter auch sog. ›Ungeziefer‹) ausgeräumt. Interessanterweise kamen diese nicht in eine

43 Was Klassenwandel innerhalb der Feminina und Neutra betrifft, so spielt dort Belebtheit niemals eine Rolle. Auch teilen sich dort Tier und Mensch gleiche Klassen, aber auch in nicht-schwachen Maskulinklassen.

Abbildung 7: Der Rückzug bzw. die Spezialisierung der schwachen Maskulina auf (männliche) Menschen



andere Maskulinklasse, sondern sie wurden über die Genusgrenze zu den Feminina abgeschoben: *Traube, Hefe, Hirse; Barbe, Schleie; Assel, Schnecke, Grille, Heuschrecke, Made, Ratte, Schnake, Zecke, Schlange* – alle diese Substantive und viele mehr waren einst maskulin.⁴⁴ Es folgten wichtige Vögel wie *Hahn, Schwan, Storch*. Heute werden weitere Vögel aussortiert (»im Abbau« in Abb. 7), außerdem *Bär* und *Leopard*. Dies lässt sich daran erkennen, dass solche Übergänger ihr *-(e)n* im Dativ und Akkusativ verlieren und im Genitiv ein *-s* annehmen (bei *Bär* sind in Korpora bereits Formen wie *dem/den Bär-Ø, des Bär-s* häufig). Noch stabil sind *Affe, Schimpanse, Elefant, Löwe* und *Hase*, dem Menschen nahestehende, teils hochagentive Tiere, die dem Menschen gefährlich werden können. Doch treten keine weiteren Tiere mehr dieser Klasse bei, sie ist für nichthumane Objekte längst geschlossen – im Gegensatz zu Menschen bzw. Männern: Diese treten der Klasse weiter bei⁴⁵ und diese Gruppe bedarf auch einer deutlichen Agensmarkierung, handelt es sich doch um die

44 Die Umsortierung zu den Feminina erklärt sich durch mindestens zwei Faktoren: 1) Pflanzen und niedere Tiere nehmen in einer anthropozentrischen Welt selten eine Agensposition ein, daher hat sich die endungslose Nom.Sg.-Form nicht eingepreßt. 2) »Dafür« treten sie umso häufiger im Plural auf, Schnaken, Maden, Zecken etc. kommen selten allein vor. Da der Artikel als salientestes Genuszeichen im Plural dieselbe Form hat wie im Femininum Singular (*die*), erfolgt hierüber eine Reanalyse zum Femininum (zum Genuswechsel durch Rückbildung s. Becker 2014). Nichtsdestotrotz gilt auch jenseits dieser Umkategorisierungen: »Bei Bezeichnungen für Schlangen, Insekten und Weichtieren ist schließlich das Femininum das mit Abstand dominierende Genus« (Köpcke 2000: 116).

45 Es handelt sich dabei meist um Fremdwörter (*Gerontologe*), oft Ethnizitätsbezeichnungen (*Paschtune*). Auch wurde ein weiterer, finalbetonter Prototyp entwickelt (Typ *Dentist*), der den schwachen Maskulina weitere Mitglieder beschert.

mächtigste Gruppe unserer Gesellschaft. Köpcke (1993, 1995, 2000), der sich intensiv mit Deklinationsklassenwandel befasst hat, spricht von Menschen als prototypische Klassenmitglieder. Doch angesichts der Tatsache, dass zahlreiche Rezipiententests nachgewiesen haben, dass sog. generische (d.h. geschlechtsübergreifende) Maskulina vom Typ *Kollege*, *Kunde*, *Bote* dominant männlich verstanden werden, ist es zutreffender, von einer Männerklasse zu sprechen.⁴⁶ Anzumerken ist, dass die Entwicklung zu dieser Klasse nicht nur über die Semantik, sondern auch die Form der Substantive (Silbenzahl, Akzentmuster) gesteuert wird.

Abschließend lassen sich die eingangs gestellten Fragen wie folgt beantworten: 1) Menschen und Tiere gehen sich flexionsklassenmorphologisch zunehmend aus dem Weg, indem sich ab dem Mhd. eine exklusive Männerklasse etabliert, aus der alle Objekte und Abstrakta, Pflanzen, niederen und höheren Tiere beseitigt wurden. Heute duldet diese Klasse noch fünf menschenähnliche Säugetiere, darunter *Affe* und *Schimpanse*, andere wie *Bär*, *Rabe* und *Leopard* sind im Abbau bzw. Übergang zu anderen Klassen begriffen. Damit dient Deklinationsklassenwandel der Grenzbildung, die ihr zugrundeliegende (Um-)Sortierung von Klassenmitgliedern ist gut beobachtbar. Die Etappen der diachronen Grenzverschiebungen reflektieren den empfundenen Abstand des Tiers zum Menschen bzw. Mann und bedürfen unter dieser Perspektive weiterer Forschung. So fällt auf, dass die Vögel sich von Fischen, Reptilien und Insekten abheben, vermutlich wegen ihrer Funktion als Nutztiere. Dass die Trennung des Mannes vom Tier das nächste Ziel ist, erweist die Offenheit dieser Klasse für neue humane Maskulina. Abb. 7 ähnelt Abb. 4 zur *in*-Movierung, die den derivationsmorphologischen Rückzug auf Frauen beschreibt; unter den menschennahen Tieren entdeckt man in beiden Abbildungen sogar identische Mitglieder, z.B. *Bär-Bärin*, *Affe-Affin*, *Löwe-Löwin*. 2) Die Flexionsklassen, in die die vormalis agensmarkierten Tierbezeichnungen abwandern, leisten allesamt keine Agens-, sondern gute Pluralauszeichnungen. Damit findet für diese Tiere und Objekte eine Relevanzverschiebung von Handlungsträgerschaft zu Quantifizierung statt (man könnte darin auch eine Deagentivierung sehen).

3.4.2 Die starken Maskulina mit und ohne Umlaut als androzentrisches Kontinuum

Eine andere, die sog. starke Maskulinklasse bildet ihren Plural mit *-e*. Sie umfasst im Gegensatz zu den schwachen Maskulina Entitäten aller Art, ob belebt oder unbelebt, ob konkret oder abstrakt. Dabei weist der Stamm im Plural manchmal Umlaut auf (*Arzt/Ärzte*) und manchmal nicht (*Dachs/Dachse*). Die Wahrscheinlichkeit eines

46 Es sei jedoch betont, dass bei manchen SprecherInnen all diese Maskulina prädikativ auf weibliche Personen beziehbar sind, d.h. dann, wenn die Information ›weiblich‹ bereits gesetzt ist: *Sie ist (ein) (guter) Kollege, Zeuge, Kunde*, vgl. dazu ausführlich Kotthoff/Nübling (2018).

umlautenden Plurals steigt mit der Nähe der Substantivbedeutung zum Mann. Köpcke (1994), der dieses Kontinuum beschrieben hat, spricht hier jedoch wieder vom »Menschen«. Doch werden Maskulina wie *Arzt, Abt, Papst, Probst, Vogt, Herzog, Sohn* nachweislich dominant, wenn nicht ausschließlich männlich assoziiert, wenn man die Perzeptionstests zur Vergeschlechtlichung solcher Maskulina zur Kenntnis nimmt.⁴⁷

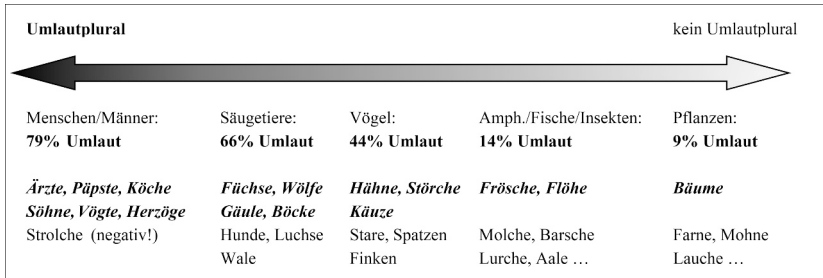
Köpcke (1994) hat von allen einsilbigen Maskulina diejenigen berücksichtigt, die prinzipiell umlautfähig sind (das sind solche mit *a, u, o* oder *au* im Singular). Dabei kam er auf 400 Wörter. Von diesen lauten insgesamt 48 % um, wobei es eine sog. »anthropozentrische Weltsicht« (ebd.: 83) ist, die das Umlautverhalten steuert (s. Abb. 8): Bezeichnungen für Menschen (bzw. Männer) lauten zu 79 % um, für Säugetiere zu 66 %, für Vögel zu 44 %, für Fische, Reptilien, Amphibien und Insekten aber nur zu 14 % und solche für Pflanzen zu 9 % (zu Beispielen s. Abb. 8). Mit der Distanz zum Mann nimmt der Pluralumlaut ab.⁴⁸ Dies gilt auch für die in der Gruppe der 400 Maskulina befindlichen Körperteilbezeichnungen, bei denen Köpcke jedoch Tiere und Menschen zusammenfasst, da sie sich *Därme, Bäuche, Hälse* etc. teilen, und diese den Pflanzenteilen gegenüberstellt (z.B. *Stämme, Strünke* bzw. *Halme, Sprosse*). Hier ergeben sich für die humanimalischen Körperteile 86 % Pluralumlaut versus 40 % für die Pflanzenteile. Dieses Umlautverhalten könnte man auch als phonologisches Klassifikationsverfahren betrachten; damit wäre auch die lautliche (als letzte grammatische) Ebene an der Tier/Mensch-Unterscheidung beteiligt.

Allerdings lauten die Männerbezeichnungen nur zu 79 % und nicht zu 100 % um. Auch hier deckt ein genauerer Blick humanklassifikatorisch aufschlussreiche Einsichten auf: Die Ausnahmen gelten ehrlosen, negativ bewerteten oder verachteten Männern: *Strolche, Faune, Trolle, Protze, Schalke, Schufte* etc. (vgl. auch Klein 2017). Damit grenzt sich der standeshohe, mächtige und damit hochagentive Mann gegen standesniedrige, einflusslose Männer ab. Dies bestätigt sich umso mehr, wenn man weiß, dass einstige Fremdwörter wie *Abt, Arzt, Papst, Vogt, Probst*, auch *Bischof, General* anfangs alle keinen Umlaut hatten und diesen analogisch übernommen haben. Es geht bei der Humanklassifikation somit nicht nur um Menschen, auch nicht nur

47 Übrigens bilden auch viele Neutra ihren Plural, den sie historisch von den Maskulina übernommen haben, auf *-e* (*Jahre, Boote*). Doch lauten sie dabei niemals um, was abermals zeigt, dass Neutra sich von Belebtheit fernhalten. Feminina praktizieren keine belebtheitsabhängigen Flexionsunterschiede zwischen Frauen und Tieren. Einziges Beispiel wäre *Sau*, das zur Humanpejorisation umlautend als *Säue* pluralisiert wird im Gegensatz *Sauen*, die nur den Tieren gelten können (neben *Säue*).

48 Diesen Belebtheitseffekt zeigt sogar das mehrdeutige Wort *Bund* an, das als Bezeichnung für Menschengruppen Umlaut enthält (*Geheim-, Staatenbünde*), nicht aber bei Objektbezeichnungen (*Schlüsselbunde*).

Abbildung 8: Das androzentrische Kontinuum der starken Maskulina: Affinität zum Umlautplural (nach Köpcke 1994: 83)



um Männer, Frauen und Kinder, sondern um mächtige vs. schwächliche Männer.⁴⁹ Immer wieder scheint der mächtige, adulte Mann als Klassifizierer auf. Deklinationen erweisen sich somit als Speicher sozialer, durchaus überkommener Ordnungen (siehe die an der gesellschaftlichen Spitze stehende Geistlichkeit), und zugleich reproduzieren sie dieselben so subtil wie beständig.

4. Fazit

Sprachliche Bezeichnung ist immer Mittel zu und Effekt von Sortierung. Es dürfte deutlich geworden sein, dass die menschliche Sprache eine der größten Sortier- und Klassifizierungsinstanzen bildet und es fast keine Ebene der Sprache gibt, wo *keine* Abgrenzungen zwischen Mensch und Tier praktiziert würden. Tief in der Lexik und noch tiefer in der Grammatik wurde eine fundamentale Tier/Mensch-Grenze eingezogen, die durch die zahlreichen lexikalischen Segregationen vom Typ *essen/fressen*, *schwanger/trächtig* stabilisiert wird. Nicht zu vergessen ist die lexikalische Basisunterscheidung *Mensch* vs. *Tier*, die besonders auf der Gegenseite der Tiere einen enormen Homogenisierungsaufwand erfordert und geleistet hat. Auch grammatische Verfahren wie die Movierung und die Klasse der schwachen Maskulina offenbaren exklusiv humane Sonderbehandlungen und Auszeichnungen. Dabei hat sich erwiesen, dass auf beiden Seiten weitere Differenzierungen sichtbar werden, die menschliche und tierliche Mitglieder in unterschiedliche Nähe zu dieser Grenze platzieren: Auf der humanen Seite wurde der agentive, überschichtige (standeshohe), erwachsene Mann sichtbar, der sich seinerseits von ehrlosen Männern, von Frauen und von Kindern abgrenzt. Auf der animalen Seite werden Säu-

49 Zu einer Sonderentwicklung speziell bei ›überbelebten Männern‹ im 17./18. Jh. vgl. Klein (2017), Nübling (2019).

ger bzw. Haus- und Nutztiere näher an der Mensch/Tier-Grenze angesiedelt als Vögel, und diese wiederum näher als Reptilien, Amphibien, Fische, Insekten und sog. niedere Tiere. Diese und weitere Feindifferenzierungen lassen sich aus den lexikalischen und grammatischen Strukturen des Deutschen ableiten. Hierzu wurde mit diesem Beitrag erst ein Anfang gemacht. Die sprachgeschichtliche Perspektive dynamisiert dieses Geschehen, indem sie Einblicke in die Entstehung und Verlagerung dieser Furchen, Zäsuren und Grenzbefestigungen während der letzten Jahrhunderte erlaubt.

Was den animalen Bereich betrifft, so lohnt es sich abschließend, auf die von Pfeiler/Wenzel (2015: 23) genannten Kriterien der Objektifizierung, die die meisten Tieren erfahren, zurückzukommen und diese mit einigen wichtigen sprachlichen Techniken zu ergänzen, die diese Objektifizierung leisten. Bei der Definition beziehen sich die AutorInnen auf Nussbaum (1999): »Objectification entails making into a thing [...] something that is really not a thing« (23). Erreicht wird diese Verdinglichung durch folgende Strategien:

- Instrumentalität (Subjekt wird benutzt): Tierbezeichnungen sind, indem sie oft den Nutzwert für den Menschen enthalten, utilitaristisch ausgerichtet (*Pelztierre, Milchkühe*), auch im Fall von Wildtieren, deren Wörterbuchdefinitionen solche Aspekte adressieren (s. *Forellen*, deren schmackhaftes Fleisch gelobt wird); auch ihr prototypisches Vorkommen in der Akkusativposition prädestiniert ihre Sicht als Objekte, mit denen etwas getan wird.
- Leugnen von Autonomie (fehlende Selbstbestimmung): Tiere werden nur selten als entscheidungs- und handlungsfähige Subjekte dargestellt (diese Perspektive wird umgekehrt in Dokumentarfilmen über Tiere eingenommen, bei personifizierten Tieren in Kinderbüchern, oder sie wird geliebten Heimtieren zugestanden).
- Leugnen von Subjektivität: Utilitaristische Ausdrucksweisen (*Rinderbestände, Nutzungsdauer von Kühen*) verhindern die Sicht auf individuelle Subjekte und perspektivieren sie nur aus kommerzieller Sicht; die Durchnummerierung von sog. Nutztieren durch am Körper befestigte Ohrmarken macht sie zwar identifizier-, doch nicht individualisierbar.
- Verletzbarkeit (Subjekt wird verletzt, zerstört): Die sprachliche Invisibilisierung von Einzeltieren und ihre vermassende Perspektivierung durch grammatische Neutralisierung (*Rind, Hähnchen* als Speise), durch Kollektivierung (*Ge-flügel*), Artikelentzug (*Ø Rind essen*) und »Quantifizierung« über *Stück* legitimiert es aus menschlicher Perspektive, Tiere zu verletzen, zu zerstören und ggf. zu essen. Dramatisiert wird dies im Fall sog. Schädlinge (*Ungeziefer*), deren Vernichtung ein Gebot ist. Gewalt gegen Tiere ist so normalisiert, dass sie unhinterfragt als Vergleichsfolie dient, wenn dem Menschen übermäßige Gewalt angetan wird, s. *jmdn wie ein Schwein/wie eine Sau abstechen, jmdn wie einen Hund*

verprügeln. Komplette verharmlost wird Gewalt gegen Tiere, wenn sie nur noch der Intensivierung einer Handlung dient, z.B. *rennen/fahren wie eine gesengte Sau*.

- Übertragbarkeit (Subjekt ist austauschbar): Die Nichtbenennung von Tierindividuen (z.B. bei Versuchstieren), aber auch ihre stereotype Benennung mit immergleichen Namen, die von Tier zu Tier weitergereicht werden, machen es austauschbar (z.B. *Berta*, *Doris* bei Kühen, *Bello* früher bei Hunden).
- Eigentum (Subjekt gehört anderen): Alle Haus- und Nutztiere werden von Menschen besessen, nur der Mensch verfügt über sie und entscheidet über Leben und Tod, nicht selten auch bei Wildtieren; im Fall der Haustiere wurden für deren BesitzerInnen mit *Frauchen* bzw. *Herrchen* sogar eigene Lexeme geprägt; Kookkurrenzanalysen zu HUND haben als häufigste Wortpartner *Herrchen* und *Leine* ermittelt, was dieses Besitzverhältnis nebst Kontrolle der hündischen Bewegungsfreiheit (beschnittene Autonomie) thematisiert.
- Unterstellung von Trägheit (Subjekt ist passiv): Dies kann wörtlich auf die Grammatik übertragen werden: Wenn denn Tiere als Subjekt auftreten (denn regelhaft ist für sie, s.o., die Objektposition vorgesehen), dann folgen ihnen meist nicht-dynamische, nicht-intentionale Verben, die eher Reflexe, Sinnesindrücke oder Zustände bezeichnen, also von geringer Aktivität sind und die meist keine anderen Entitäten (Objekte) affizieren (Schweine *grunzen*, *atmen*, *schlafen*, *liegen*, *faulenzten*, *frieren*, *trotten*).⁵⁰ Usuelle Wortverbindungen wie *lahme Kuh* oder *fauler Hund* haben diese Passivität sprichwörtlich gemacht.

Als zukünftiges, besonders vielversprechendes Forschungsfeld erweist sich die Klassifizierung von Kindern. Diese konnte hier nur gestreift werden. Immer wieder wurde bei Kindern deren sprachliche Nähe zu den Tieren sichtbar, in der Lexik (z.B. *fressende* Kinder) wie in der Grammatik (z.B. die Neutrumaffinität). Künftige Aufgaben bestehen darin, diese aus der Sprache gewonnenen (und noch zu gewinnenden) Daten mit kulturhistorischen Fakten zu korrelieren und möglichst zu erklären. So wäre in Betracht zu ziehen, dass Gewalt gegen Tiere nach wie vor omnipräsent ist, weitgehend ungeahndet bleibt und sogar der spezieisistischen Mensch/Tier-Abgrenzung dient, während Kinder in Deutschland erst seit der Jahrtausendwende ein Recht auf eine gewaltfreie Kindheit haben (»Abschaffung der Prügelstrafe«) und Frauen seit 1997 auf eine vergewaltigungsfreie Ehe.

50 Für englische Korpora weist dies Sealey (2018) nach: Das auf tierbesetzte Subjekte am häufigsten folgende Verb ist *were*, das meist eine Passivkonstruktion bedient (*were allowed*, *were given*). Selbst in Aktivsätzen dominieren Verben wie *accepted*, *ate*, *consumed*, *received*, *underwent* (233).

Literatur

- Adelung, Johann Christoph (1793-1801): Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber des Oberdeutschen, Leipzig: Breitkopf.
- Arndt, Susan/Hornscheidt, Antje (2004): Afrika und die deutsche Sprache, Münster: Unrast-Verlag.
- Balbach, Anna-Maria (2018): »Von *Agustin* über *Tom* zu *DaShawn* – Zur Geschichte und Entwicklung so genannter ›Black Names‹ in den USA«, in: Beiträge zur Namenforschung 53 (1-3), S. 1-45, 133-185, 283-338.
- Becker, Thomas (2014): »Der Löwe und die Kellerassel: Gender im Reich der Tiere«, in: IDS Sprachreport 3, S. 10-12.
- Bertsche, Karl (1906): »Die Namen der Haustiere in Möhringen«, in: Alemannia 7, S. 130-137.
- Bickes, Christine/Mohrs, Vera (2010): »*Herr Fuchs und Frau Elster* – Zum Verhältnis von Genus und Sexus am Beispiel von Tierbezeichnungen«, in: Muttersprache 4, S. 254-274.
- Borgards, Roland (2016): Tiere. Kulturwissenschaftliches Handbuch, Stuttgart: Metzler.
- Brucker, Renate et al. (Hg.) (2015): Das Mensch-Tier-Verhältnis. Eine sozialwissenschaftliche Einführung, Springer: Wiesbaden.
- Buschka, Sonja/Rouamba, Jasmine (2013): »Hirnloser Affe? Blöder Hund? ›Geist‹ als sozial konstruiertes Unterscheidungsmerkmal«, in: Pfau-Effinger/Buschka, Gesellschaft und Tiere, S. 23-56.
- Busley, Simone/Fritzingler, Julia (2018): »*Em Stefanie sei Mann* – Frauen im Neutrum«, in: Nübling/Hirschauer, Namen und Geschlechter, S. 191-212.
- Chimaira – Arbeitskreis für Human-Animal-Studies (2011) (Hg.): Human-Animal Studies. Über die gesellschaftliche Natur von Mensch-Tier-Verhältnissen, Bielefeld: transcript.
- Dammel, Antje/Nübling, Damaris/Schmuck, Mirjam (2015a): Tiernamen – Zoonyme. Band 1: Haustiere, Heidelberg: Winter.
- (2015b): Tiernamen – Zoonyme. Band 2: Nutztiere, Heidelberg: Winter.
- Dammel, Antje/Niekrenz, Yvonne/Rapp, Andrea/Wyss, Eva L. (2018): »Muckelchen oder Süßer? Onymische Gender-Konstruktionen bei Kosenamen im Liebesbrief«, in: Nübling/Hirschauer, Namen und Geschlechter, S. 157-189.
- DeMello, Margo (2012): Animals and Society. An introduction to human-animal studies, New York: Columbia Univ. Press.
- Di Meola, Claudio (2007): »Neutrale Genuszuweisung im Deutschen: Das Neutrum als ›defizitäres‹ Genus«, in: Claudio Di Meola/Antonie Hornung/Lorenza Rega (Hg.), Perspektiven Zwei. Akten der 2. Tagung Deutsche Sprachwissenschaft in

- Italien (Roma, 9.–11.2.2006), Rom: Istituto Italiano di Studi Germanici, S. 87–99.
- Diewald, Gabriele/Nübling, Damaris (Hg.) (demn.): *Genus und Geschlecht – neue linguistische Studien*, Berlin/Boston: de Gruyter.
- Doleschal, Ursula (1992): *Movierung im Deutschen. Eine Darstellung der Bildung und Verwendung weiblicher Personenbezeichnungen*, Unterschleissheim/München: Lincom Europa.
- DWB = Deutsches Wörterbuch (1854–1971) von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bände, in 32 Teilbänden, Leipzig: Hirzel.
- Fill, Alwin (1993): *Ökolinquistik. Eine Einführung*, Tübingen: Narr.
- (2015): »Language creates relations between Humans and Animals«, in: Spanning et al., *Tiere – Texte – Transformationen*, S. 183–196.
- Fill, Alwin/Mühlhäusler, Peter (Hg.) (2001): *The Ecolinguistics Reader. Language, Ecology and Environment*, London/New York: Continuum.
- Fill, Alwin/Penz, Hermine (2017): *The Routledge Handbook of Ecolinguistics*, London: Routledge.
- Fischer, Michael (2015): »Differenz, Indifferenz, Gewalt. Die Kategorie »Tier« als Prototyp sozialer Ausschließung«, in: Brucker et al., *Das Mensch-Tier-Verhältnis*, S. 189–210.
- Fleischer, Wolfgang/Barz, Irmhild (2012): *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*, Tübingen: Niemeyer.
- Friedrich, Jesko (2006): *Phraseologisches Wörterbuch des Mittelhochdeutschen*, Tübingen: Niemeyer.
- Gall, Philipp von (2020): *Tiere nutzen – ein kritisches Wörterbuch*, Frankfurt: Animals« Angels.
- Griebel, Julia (2020): »Das thier frisst, der mensch iszt« – Zur Diachronie der lexikalischen Mensch-Tier-Grenze im Deutschen, Heidelberg: Winter.
- (2017): »Von fressenden Menschen und essenden Hunden. Lexikalische Mensch-Tier-Grenzziehung im Deutschen«, in: Florentine Oehme/Hans Ulrich Schmid/Franziska Spranger (Hg.), *Wörter. Wortbildung, Lexikologie und Lexikographie, Etymologie*, Berlin/Boston: de Gruyter, S. 52–70.
- (2019): »Das thier frisst, der mensch iszt« – Zur Genese der lexikalischen Mensch-Tier-Segregation im Deutschen«, in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (PBB)* 141 (3), S. 303–329.
- Habermann, Mechthild (2015): »Du armes Schwein!« – Vom sprachlichen Umgang mit dem Tier«, in: Stephanie Waldow (Hg.), *Von armen Schweinen und bunten Vögeln. Tierethik im kulturgeschichtlichen Kontext*, Paderborn: Fink, S. 71–94.
- Haluschka, Helene (1938): *Noch guter Ton?*, Graz: Moser.
- Heuberger, Reinhard (2007): »Language and Ideology. A brief survey of Anthropocentrism and Speciesism in English«, in: Alwin Fill/Hermine Penz (Hg.), *Sus-*

- taining Language. Essays in Applied Ecolinguistics, Vienna/Berlin: LIT Verlag, S. 107-124.
- (2015): »Linguistik. Das Tier in der Sprache«, in: Spannring et al., Disziplinierte Tiere?, S. 123-135.
- Hirschauer, Stefan (2014): »Un/doing Differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten«, in: Zeitschrift für Soziologie 43 (3), S. 170-191.
- Hornscheidt, Antje (2006): Die sprachliche Benennung von Personen aus konstruktivistischer Sicht, Berlin/New York: Walter de Gruyter.
- Joneleit, Benjamin (2015): »Zur zoonmastischen Einordnung von Namen für Forschungstiere«, in: Dammel/Nübling/Schmuck, Tiernamen – Zoonyme. Band 2: Nutztiere, S. 451-469.
- Jung, Matthias (2001): »Ecological Criticism of Language«, in: Alwin Fill/Peter Mühlhäusler (Hg.), The Ecolinguistics Reader: Language, Ecology and Environment, London/New York: Continuum, S. 270-285.
- Kalof, Linda (Hg.) (2017): The Oxford Handbook of Animal Studies, Oxford: Oxford Univ. Press.
- Klein, Andreas (2017): Sackgasse gemischte Deklination. Entstehung, Ausbreitung und Rückgang einer Klasse, Masterarbeit an der JGU Mainz.
- Klein, Andreas (demn.): »Wohin mit Epikoina? – Überlegungen zur Grammatik und Pragmatik geschlechtsindefiniter Personenbezeichnungen«, Erscheint in: Diewald/Nübling (Hg.), Genus und Geschlecht – neue linguistische Studien. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Kochskämper, Birgit (1999): »Frau« und »Mann« im Althochdeutschen, Frankfurt a.M.: Lang.
- Kompatscher, Gabriela/Spannring, Raingard/Schachinger, Karin (2017): Human-Animal Studies, Münster/New York: Waxmann.
- König, Werner (2005): dtv-Atlas Deutsche Sprache, München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Köpcke, Klaus-Michael (1993): Schemata bei der Pluralbildung im Deutschen. Versuch einer kognitiven Morphologie, Tübingen: Narr.
- (1994): »Zur Rolle von Schemata bei der Pluralbildung monosyllabischer Maskulina«, in: Klaus-Michael Köpcke (Hg.), Funktionale Untersuchungen zur deutschen Nominal- und Verbalflexion. Tübingen: Niemeyer, S. 81-95.
- (1995): »Die Klassifikation der schwachen Maskulina in der deutschen Gegenwartssprache«, in: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 14 (2), S. 159-180.
- (2000): »Chaos und Ordnung – Zur semantischen Remotivierung einer Deklinationssklasse im Übergang vom Mhd. zum Nhd«, in: Andreas Bittner/Dagmar Bittner/Klaus-Michael Köpcke (Hg.), Angemessene Strukturen: Systemorganisation in Phonologie, Morphologie und Syntax, Hildesheim u.a.: Olms, S. 107-122.

- Köpcke, Klaus-Michael/Zubin, David (2003): »Metonymic pathways to neuter-gender human nominals in German«, in: Klaus-Uwe Panther/Linda L. Thornberg (Hg.), *Metonymy and Pragmatic Inferencing*, Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, S. 149-166.
- (2012): »Mythopoeia und Genus«, in: Susanne Günthner/Dagmar Hüpper/Constanze Spieß (Hg.), *Genderlinguistik. Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität*. Berlin/Boston: de Gruyter, S. 381-411.
- (1996): »Prinzipien für die Genuszuweisung im Deutschen«, in: Ewald Lang/Gisela Zifonun (Hg.), *Deutsch – typologisch (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache, Band 1995)*, Berlin/New York, S. 473-491.
- Kotthoff, Helga/Nübling, Damaris (2018): *Genderlinguistik*, Tübingen: Narr.
- Kremer, Arndt (2012): »Die Ratte Mensch. Pejorative Tiermetaphern als riskantes Mittel der Stigmatisierung«, in: Karen Patrick Knutsen et al. (Hg.), *Narrative des Risikos – Interdisziplinäre Beiträge*, Münster: Waxmann, S. 364-393.
- Leiss, Elisabeth (1997): »Genus im Althochdeutschen«, in: Elvira Glaser/Michael Schäfer (Hg.), *Grammatica Ianua Artium. Festschrift für Rolf Bergmann*, Heidelberg: Winter, S. 33-48.
- (2005): »Derivation als Grammatikalisierungsbrücke für den Aufbau von Genusdifferenzierungen im Deutschen«, in: Torsten Leuschner/Tanja Mortelmans/Sarah Groodt (Hg.), *Grammatikalisierung im Deutschen*, Berlin/New York: de Gruyter, S. 11-30.
- Lind, Miriam/Späth, Lena (demn.): »Von säugenden Äffinnen und trächtigen Elefantenkühen – Zum Geltungsbereich der Genus-Sexus-Korrelation«, *Erscheint in: Diewald/Nübling (Hg.), Genus und Geschlecht – neue linguistische Studien*, Berlin/Boston: de Gruyter.
- Löhr, Johann/Christian, Andreas (1803): *Die Natur und die Menschen. Ein Inbegriff vieler Merkwürdigkeiten für Leser aus allerlei Ständen, für die Jugend und ihre Freunde insonderheit*, Leipzig: Fleischer.
- Loughnan, Steve et al. (2009): »Understanding the Relationship between Attribute-Based and Metaphor-Based Dehumanization«, in: *Group Processes & Intergroup Relations* 12 (6), S. 747-762.
- Mathias, Alexa (2015): *Metaphern zur Dehumanisierung von Feindbildern. Eine korpuslinguistische Untersuchung zum Sprachgebrauch in rechtsextremen Musikszenen (= Sprache in der Gesellschaft, Band 33)*, Frankfurt: Lang.
- (2017): »Von ›Parasiten‹ und anderen ›Schädlingen‹. Feinddiskreditierung rechtspopulistischer und rechtsextremer Bewegungen in Deutschland«, in: *Linguistik Online* 82 (3), S. 79-94.
- Messick, David/Mackie, Diane (1989): »Intergroup relations«, in: *Annual Review of Psychology* 40, S. 45-81.

- Mortelmans, Tanja (2008): »Genus(s) und kein Ende. Einige Überlegungen zur Genuskategorie im Deutschen«, in: Germanistische Mitteilungen – Zeitschrift für deutsche Sprache, Literatur und Kultur 67, S. 262-275.
- Müller, Gunter (1970): Studien zu den theriophoren Personennamen der Germanen, Köln/Wien: Böhlau.
- Mussner, Marlene (2015): »Tierbezeichnungen als abwertende Personenbezeichnungen«, in: Spannring et al., Tiere – Texte – Transformationen, S. 157-178.
- Mütherich, Birgit (2015): »Die soziale Konstruktion des Anderen – Zur soziologischen Frage nach dem Tier«, in: Brucker et al., Das Mensch-Tier-Verhältnis, S. 49-77.
- Nübling, Damaris (2020b): Genus und Geschlecht. Zum Zusammenhang von grammatischer, biologischer und sozialer Kategorisierung(= Abhandlungen der Geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse der Akademie der Wissenschaften und Literatur Mainz, Band 1), Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- (2008): »Was tun mit Flexionsklassen? Deklinationsklassen und ihr Wandel im Deutschen und seinen Dialekten«, in: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 75 (3), S. 282-330.
- (2014): »Das Merkel – Das Neutrum bei weiblichen Familiennamen als derogatives Genus?«, in: Germanistische Linguistik 225-227, S. 205-232.
- (2017): »Funktionen neutraler Genuszuweisung bei Personennamen und Personenbezeichnungen im germanischen Vergleich«, in: Johannes Helmbrecht/Damaris Nübling/Barbara Schlücker (Hg.), Namengrammatik. Linguistische Berichte, Sonderheft 23, Hamburg: Buske, S. 173-211.
- (2019): »Geschlechter(un)ordnungen in der Grammatik. Deklination, Genus, Binomiale«, in: Ludwig Eichinger/Albrecht Plewnia (Hg.), Neues vom heutigen Deutsch. Empirisch – methodisch – theoretisch, Berlin/Boston: de Gruyter, S. 19-58.
- (2020a): »Geschlecht in der Grammatik: Was Genus, Deklination und Binomiale uns über Geschlechter(un)ordnungen berichten«, in: Muttersprache 130, S. 17-33.
- Nübling, Damaris/Busley, Simone/Drenda, Juliane (2013): »Dat Anna und s Eva – Neutrale Frauenrufnamen in deutschen Dialekten und im Luxemburgischen zwischen pragmatischer und semantischer Genuszuweisung«, in: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 80 (2), S. 152-196.
- Nübling, Damaris/Hirschauer, Stefan (Hg.) (2018): Namen und Geschlechter – Studien zum onymischen Un/doing Gender, Berlin/Boston: de Gruyter.
- Nübling, Damaris/Lind, Miriam (demn.): »The Neutering Neuter – Grammatical Gender and the Dehumanisation of Women in German«, in: Journal of Language and Discrimination 5 (2).
- Paul, Hermann (2002): Deutsches Wörterbuch. Bedeutungsgeschichte und Aufbau unseres Wortschatzes, Tübingen: Niemeyer.

- Pfau-Effinger, Birgit/Buschka, Sonja (Hg.) (2013): *Gesellschaft und Tiere. Soziologische Analysen zu einem ambivalenten Verhältnis*, Wiesbaden: Springer VS.
- Pfeiler, Tamara/Wenzel, Mario (2015): »Psychologie – Von Mensch zu Tier«, in: Spannring et al., *Disziplinierte Tiere?*, S. 189-228.
- Plank, Frans (1981): *Morphologische (Ir-)Regularitäten. Aspekte der Wortstrukturtheorie*, Tübingen: Narr.
- Sauerberg, Achim/Wierzbitza, Stefan (2013): »Das Tierbild der Agrarökonomie. Eine Diskursanalyse zum Mensch-Tier-Verhältnis«, in: Pfau-Effinger/Buschka, *Gesellschaft und Tiere*, S. 73-96.
- Rosar, Anne (demn.): »*Mann und Frau, Damen und Herren, Mütter und Väter* – Zur (Ir-)Reversibilität der Geschlechterordnung in Binomialen«, Erscheint in: Diwald/Nübling (Hg.), *Genus und Geschlecht – neue linguistische Studien*, Berlin/Boston: de Gruyter.
- Schaab, Eva (2012): »Von *Bello* zu *Paul* – Zum Wandel und zur Struktur von Hundenamen«, in: *Beiträge zur Namenforschung* 47, S. 131-161.
- Schopenhauer, Arthur (1974 [1851]): *Sämtliche Werke. Band 5: Parerga und Paralipomena. Kleine philosophische Schriften II*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Schweizerisches Idiotikon (1881–): *Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Wörterbuch online*, Frauenfeld: Huber, siehe <https://www.idiotikon.ch/woerterbuch/idiotikon-digital>
- Sealey, Alison (2018): »Animals, animacy and anthropocentrism«, in: *International Journal of Language and Culture* 5 (2), 224-247.
- Sonderegger, Stefan (1998): »Erneuerungstendenzen bei den althochdeutschen Personennamen auf -wolf«, in: Eva Schmitsdorf/Nina Hartl/Barbara Meurer (Hg.), *Lingua Germanica. Studien zur deutschen Philologie. Jochen Splett zum 60. Geburtstag*, Münster: Waxmann, S. 290-297.
- Spannring, Raingard et al. (Hg.) (2015a): *Tiere – Texte – Transformationen. Kritische Perspektiven der Human-Animal Studies*, Bielefeld: transcript.
- Spannring, Raingard et al. (Hg.) (2015b): *Disziplinierte Tiere? Perspektiven der Human-Animal Studies für die wissenschaftlichen Disziplinen*, Bielefeld: transcript.
- Steyer, Kathrin (2002): »Wenn der Schwanz mit dem Hund wedelt. Zum linguistischen Erklärungspotenzial der korpusbasierten Kookkurrenzanalyse«, in: Ulrike Haß-Zumkehr/Werner Kallmeyer/Gisela Zifonun (Hg.), *Ansichten der deutschen Sprache*, Tübingen: Narr, S. 215-236.
- Trampe, Wilhelm (1990): *Ökologische Linguistik. Grundlagen einer ökologischen Sprach- und Wissenschaftstheorie*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- (2015): »Die ökologische Relevanz von Sprache im Umgang mit Tieren«, in: Spannring et al., *Disziplinierte Tiere?*, S. 197-215.

- Wagner, Norbert (2008): »Zum Tier in den zweigliedrigen germanischen Personennamen«, in: Beiträge zur Namenforschung 43 (4), S. 397-406.
- Weber, Doris (2001): Genus. Zur Funktion einer Nominalkategorie exemplarisch dargestellt am Deutschen, Frankfurt: Lang.
- Werner, Martina (2012): Genus, Derivation und Quantifikation. Zur Funktion der Suffigierung und verwandter Phänomene im Deutschen, Berlin/Boston: de Gruyter.
- (2010): »Substantivierter Infinitiv statt Derivation. Ein »echter« Genuswechsel und ein Wechsel der Kodierungstechnik innerhalb der deutschen Verbalabs-traktbildung«, in: Dagmar Bittner/Livio Gaeta (Hg.), Kodierungstechniken im Wandel (= Linguistik: Impulse und Tendenzen), Berlin: de Gruyter, S. 159-178.
 - Wiedenmann, Rainer (2002): Die Tiere der Gesellschaft. Studien zur Soziologie und Semantik von Mensch-Tier-Beziehungen, Konstanz: UVK-Verl.-Ges.
 - (2005): »Geliebte, gepeinigte Kreatur. Überlegungen zu Ambivalenzen spätmo-derner Mensch-Tier-Beziehungen«, in: Forschung & Lehre 6, S. 298-300.
 - (2011): »Gesellschaftliche Differenzierung und moralische Widersprüche in Mensch-Tier-Beziehungen: Ein soziologischer Abriss«, in: TIERethik 3 (3), S. 66-85.
 - (2015): »Tiernamen und gesellschaftliche Differenzierung«, in: Dammel/Nü-bling/Schmuck, Tiernamen – Zoonyme. Band 2: Nutztiere, S. 255-308.